

Wolfgang Groe

Eine Erzählung aus Marktbreits Vergangenheit
von E. Seydewitz

Einleitung.

„Wenn diese Kirche erzählen könnte!“ sagte mein Begleiter, der mit die Pfarrkirche von Marktbreit zeigte und mit ihre Denkmäler, Gemälde und Bauteile erläuterte. O ja, sie müßte unendlich vieles berichten können von ihrem eigenen Werden und Wachsen; denn aus einem Guß ist sie nicht entstanden. Die verschiedensten Geschlechter der Vergangenheit haben an ihr gebaut, sie erweitert nach dem Bedürfnis der Gemeinde, der sie dienen sollte. Und so könnte sie unendlich vieles kundtun vom Leben und Gedeihen des Dorfes, des Marktes und des Städtchens Marktbreit, auf das ihr Turm seit vielen Jahrhunderten in beschaulicher Ruhe herabblüht.

Und was könnte sie schließlich erzählen von Einzelschicksalen, die sich zu ihren Füßen anspannen, weiterzogen und vollendeten! In wie vielen dieser Lebenswege hat sie selbst, die altherwürdige Pfarrkirche, eine hervorragende Rolle gespielt! Was wurde doch schon an Freude und Leid, an Hoffnung und Verzweiflung, an Jubel und Jammer durch jene jetzt nur halb geöffnete weite Doppeltür hereingetragen!

Ja, ja, wenn sie erzählen könnte!

Seit der gute, alte Führer diese Worte zu mir gesprochen, ist manch ein Jahr verfloßen, und die Kirche ist mir selbst vertraut und heimlich geworden. Je heimeliger mir aber das eigenartige, fast wunderliche Gotteshaus wird, um so mehr weiß es mir zu erzählen. Denn es ist nicht, wie der alte Mann damals meinte: Sie kann wirklich erzählen, ganz laut und vernehmbar. Aber wir Menschen haben die Ohren nicht, die solche Sprache hören, wie ja auch unsere Augen stumpf geworden sind für unzählige Dinge und Säge. Was nicht mit großer Bördringlichkeit ins Auge springt, daran sieht es vorüber.

Wie viele der Gotteshausbesucher von nah und fern sahen schon oder sahen nicht die alte Fahne unter der Orgelempore! Wie ist nur diese hier hereingekommen? Was soll sie bedeuten? Im Volksmund heißt sie die Schwedenfahne und Pfarrer Wilhelm Lehmus erzählt in seiner Geschichte Marktbreits, ein schwedischer Offizier namens Georg Niemenschneider aus Oslar habe sie im Jahre 1632 hierhergebracht; er sei hier gestorben und in der Kirche beerdigt worden. Seine Fahne aber habe man an besagte Stelle gebracht, wo sie seither verblieben sei.

So wahrscheinlich dieser Bericht klingt, da er doch mit der Volkslegende zusammenstimmt: ist er nicht richtig. Und eine genaue Prüfung des alten Kriegszeichens hätte Pfarrer Lehmus eines besseren belehrt. Steht doch auf der Fahne ganz deutlich der Name dessen, der sie einst sein eigen nannte:

„Wolfgang Groe“.

Es soll hier nicht untersucht werden, wie die falsche Überlieferung entstand, der Lehmus folgte. Der Hauptmann Wolfgang Groe hat vor dem großen Krieg von 1618—1648 gelebt, der hernach wie kein anderes Ereignis die Phantasio der Menschen erfüllte. Groe aber war ganz aus dem Gedächtnis verschwunden, so wurde aus seiner Fahne eine Schweden-

fahne, und an seine Stelle drängte sich der schwedische Hauptmann Riemen-
schneider.

Noch weiter bemächtigte sich die Seele des Volkes der geheimnis-
vollen Fahne und knüpfte an sie ein Gewebe von Sagen und Prophe-
zeiungen eigener Art. Da sie unter der Orgel hängt und wohl nie von
dem Plage entfernt wurde, so machte der Volksglaube aus der Tatsache
ein Axiom: Die Fahne muß an dieser Stelle bleiben. Und wenn sie jemand
mit freier Hand entfernen will, so fängt die Orgel von selbst zu spielen
an. — Bewegt sich aber das stark zerchliffene und zerhoffene Tuch, so
wird in kurzer Zeit ein Krieg ausbrechen.

So die Sage.

Welche Bewandtnis aber mag es in Wirklichkeit um die Fahne, welche
um ihren Besitzer Wolfgang Groe haben? Oft schon habe ich dieser Frage
nachgeforscht, gesucht und gegrübelt, Bücher gewälzt und Akten durchforscht.
Aber eine alle Rätsel lösende Antwort wurde mir bis heute noch nicht. —

So sitze ich denn nun wieder in den ersten Kirchenbänken und schaue
voller Sinnen hinüber zu der geheimnisvollen Fahne. Wie gerne möchte
ich sie befragen über all das, was sie erlebte. Es läßt sich ja so gut hier
sinnen und suchen. Das Losen der Gegenwart, das Anathern und Rattern,
das Rennen und Rasen bringt nicht in die weißvollen Räume des Gottes-
hauses. Was mich draußen umflutet, das ganze Leben der Jetztzeit, ist
versunken und verschwunden. Und auf der Schirmwand des seelischen
Auges erscheinen Bilder eigener Art, Männer und Frauen, Jünglinge und
Jungfrauen in Gewändern und Trachten, wie sie Albrecht Dürer einst
zeichnete. Aber die Menschen, die diese Kleider umhüllen, es sind Menschen
von Fleisch und Blut wie heute, Menschen mit gleichen Freuden und
gleichen Sorgen, wie sie um uns und mit uns leben.

Ein Festtag.

Es geht hoch her in Marktbreit. Ein Festtag der Einweihung eines
Neubauwes findet heute statt. Das *Ma i n t o r* ist vollendet und soll nun
seinem Zweck übergeben werden. Schmutz und Stolz steht es neben dem
Rathaus, diesem wunderbaren Bau, der auch erst rund 20 Jahre alt ist.
Es ist nun seines größeren Nachbarn würdiger als das morsche Tor, das
zuvor an der gleichen Stelle stand. Und es muß gesagt werden: alle, die
berufen waren mitzutun und zum Gelingen des Werkes beizutragen, sie
haben ihren Stolz darein gesetzt, daß das Ganze würdig und dem Rathaus
ebenbürtig werde. Alle vom Bürgermeister Nikolaus Groe und seinem
Stadtrat über die Baumeister, die Zimmerleute, die Dachdecker die
Maurer, bis zu den Steinmeyern und Handlangern, alle haben gewetteifert,
daß auch das Tor jedem Fremden gleich lünde: Marktbreit ist ein Ort des
Fleisches, des Aufstieges, der Wohlhabenheit. Handel und Wandel blühen.
Wo ist mainauf und mainab ein Markt so jung an Jahren — es sind erst
42 Jahre, seit Georg Ludwig von Seinsheim dem Ort das Marktrecht
erworben hat — wo ist ein Markt, der sich mit Marktbreit messen könnte?

Diesen Stolz bringt nun neben dem Werk Klaus Beringers, dem
Rathaus, auch der Torbogen Groes zum Ausdruck. Es lündet jedem Ein-
tretenden, jedem Fremden, sei er fahrender Schüler, Kaufmann oder
Bettler: hier ist eine Marktgemeinde, die Kraft fühlt und eine schöne
Zukunft vor sich sieht.

Kränze und bunte Blumen schmücken nicht nur den Neubau selbst, sondern die ganze Umgebung. Und Fahnen und reiche Teppiche an Säulen und Fenstern kündigen, daß die ganze Einwohnerschaft teilnimmt an dem Freudenfest.

Gewiß kostet der Bau ein tüchtiges Stück Geld, und es ist den Bürgern und Bauern des Ortes durchaus kein Kinderspiel, die große Last zu tragen und zu mindern. Aber heute, am Tage der Freude, schweigen alle diese sorglichen Bedenken. Das Werk ist vollbracht; das ist alles froh.

In den Gassen und Straßen der Stadt ist ein Gewoge und Gedränge wie wohl nie seit Bestehen des Ortes Niedernbreit, seit 20 Jahren Markt Breit genannt. Männer in reichen Kleidern, Rathsberren, Kaufleute, tüchtige Handwerksmeister und wohlhabende Bauern schreiten in bunten Gruppen, stöcklich plaudernd durch die Stadt. Frauen und Kinder in reichen Gewändern mischen sich unter sie. Überall ist Leben und Lust.

Am lebendigsten aber ist es wohl in dem Haus, das dem Rathhause schräg gegenüber liegt, dem „Wirthshaus zur Krähe.“ In seinen Räumen ging es hoch her. Nicht nur, weil die vielen Fremden nach Nahrung und Trank verlangten und Klaus Groes Gasthaus dem Raintor zunächst lag, sondern vor allem, weil drüben im Stadthause auf der großen Bürgerdiele der letzte, aber längste und schönste Teil des Festaktes begonnen hatte: der Festtanz. Da lag die Wirthschaft zur Krähe besonders günstig. Mit flinken Füßen mußten fleißige Mädchen ständig hinüber eilen, um den vielen Tanzenden zu bringen, was sie an Speise und Trank verlangten. Und die „Krähe“ war durch die Gebiegenheit ihrer Bedienung weithin bekannt.

Ihr Besitzer, der jetzige Bürgermeister, rechnete sich mit Stolz zu den angesehensten und wohlhabendsten Bürgern des Marktes. War er doch der Enkel des weithin bekannten älteren Klaus Groe, des ehem. Bürgermeisters, den sie droben in dem Hofe vor der Kirche vor rund 50 Jahren (1548) in der Reihe der Rathsherrengräber beerdigt haben. Obschon nun bereits über ein Lebensalter seit seinem Tode verstrich, spricht man noch heute von ihm und rühmt voller Ehrerbietung seine Klugheit, Umsicht, Bahchastigkeit und Kraft. Und der Sohn war sich wohl bewußt, der Erbe eines solchen Mannes zu sein. Er wußte den überkommenen Schatz an Tüchtigkeit und Familienehre zu wahren und zu mehren. Und darüber wachte nun mit Eifer und Treue der neue Besitzer, wieder Nikolaus Groe genannt, den die Wahl der Ribbürger wieder zum ersten Bürgermeister bestimmte.

Es fällt als Wirt wahrlich nicht leicht, allenthalben das Richtige zu tun. Wenn sich die Männer der Stadt bei ihm zum geselligen Gespräch versammeln, so kommt es auch wohl einmal vor, daß der eine oder der andere dem Weine oder dem Bier in etwas zu hohem Maße zusprechen will. Da bietet er selbst Einhalt und weigert sich, dem Unmäßigen weitere Getränke zu verabreichen, unbekümmert darüber, ob sich der Gast ärgert und seine Gaststube meidet, unbekümmert auch darum, ob dadurch seine Einnahme und sein Gewinn geringer wird. Ein Groe will nicht reich werden durch die Untugenden der Mitmenschen, die das Wort Gottes geißelt.

Darum auch duldet Groe nicht, daß in seiner Wirthschaft häßlicher Zank ausbreche oder schandbare Worte, Wiße und Joten belacht und über die

Tische gerufen werden. Sein Haus ist ein anständiges Haus, in dem jeder Ehrenmann ohne Bedenken ein- und ausgehen kann. Und die Ehre seines Namens ist dem Wirte heiliger und wertvoller als Geld und Gut. Wie könnte er anders auch die Ehre beanspruchen, Bürgermeister der Stadt zu sein?

Und wie der Wirt, so ist seine ganze Familie. Die Wirtin, die muntere Frau, ist weithin bekannt durch ihre Freundlichkeit. Gerne geht sie auf einen harmlosen Scherz ein und hell erklingt ihr frohes Lachen durch die etwas zu kleine Gaststube, obgleich sie doch die Fünfzig bereits überschritten hat. Ihren kindlichen Frohsinn hat sie sich gewahrt. Es ist darum nur zu begreiflich, daß der ernstere, gemessener Gastwirt voll Stolz und Freude auf seine Frau blickt und manchesmal denkt: „Wie recht tat ich doch, daß ich sie damals heimführte und nicht den Einflüsterungen folgte, die mir die reiche Tochter Hans Wegners als Ehegefährtin antaten wollten. Gewiß war meine Hanne an irdischen Schätzen arm. Aber wo ist eine, die reicher ist als sie an Schätzen der Seele und des Gemütes?“

Das alles ist nicht nur in Niedernbreit, sondern in allen Orten der Umgebung wohl bekannt. Und wer nach Marktbreit kommt, um zu kaufen oder zu verkaufen, der verläumt selten, die Wirtschaft zur Krähle zu besuchen, es müßte schon sein, daß die Zeit hierzu fehlt.

Es ist unter solchen Umständen kein Wunder, daß auch die vier Kinder der Eheleute, die nun bald selbst ins Leben hinaustreten werden, allenthalben den besten Namen haben.

Nikolaus, der älteste, ist bereits vierundzwanzig Jahre alt, und mancher Vater eines hoffnungsvollen Mädchens denkt, wenn er den schmutzen jungen Mann mit den leuchtenden Augen vorüberschreiten sieht: „Wie wohl wäre mein Kind geborgen, wenn dieser sie zu seinem Ehegemahl erklären würde. Er besucht die hohe Schule und will Gelehrter werden, ist aber zur Zeit daheim, um seine Ferien zu genießen.

Heute, wo Festgäste aus allen Orten der Gegend da sind, wird Nikolaus oft mit dem zweiten Sohne, dem neunzehnjährigen Wolfgang Wilhelm verwechselt. Das ist nun durchaus nicht zu erstaunen. Sehen sich doch die beiden so ähnlich, daß selbst Marktbreiter sich zunächst bestimmen müssen: Ist es nun der ältere oder der jüngere. Ja, im Zweifel kommt es sogar dem Vater vor, daß er „Wolfgang“ sagt, wenn Nikolaus hereintritt.

Und die Ähnlichkeit der beiden Brüder zeigt sich nicht nur im Gesicht, am Auge, am Haar, nicht nur im Wuchs und Gang, sie ist auch da im ganzen Wesen. Beide sind echte, stolze Groe, gerade und ehrlich wie der Vater, munter und klug wie die Mutter. Und noch ein Erbe haben sie beide gemeinsam vom Vater; sie sind beide etwas herb, rechthaberisch und im ersten Augenblick des Gegensatzes von außen schnell aufbrausend. Jedoch wenn der Jorn vertraut ist, geben sie beide gerne die Hand zur Versöhnung. Unrecht möchte keiner von ihnen tun.

Gerade in dieser Hinsicht besteht aber zwischen den beiden Brüdern ein kleiner Unterschied. Wolfgang der jüngere, ist noch etwas stolzer als sein Bruder. Darum auch wird er leichter gereizt und kommt hernach weniger leicht wieder ins Gleichgewicht. Wenn irgend etwas den Spiegel seiner Seele trübte, eine Meinungsverschiedenheit, ein Janz, eine Auseinandersetzung, so trägt er wohl dem Partner nichts nach, aber mit sich selbst hat er zu tun, bis die See beruhigt ist. Wenn er auch längst das Wort

der Berührung gefunden hat, im Innern geht es noch lange weiter, weil der Grund des Wassers bei ihm weit stärker aufgewühlt wird als bei Nikolaus.

Neben den beiden starken Sprossen des Stoezgeschlechtes blühen den maderen Birksleuten noch zwei holde Blumen, zarte Jungfrauen, die eben ihre Jugendblüte in schönster Anmut entfalten, die Barbara und die Anna. Die Älteste der beiden nähert sich dem Ende des achtzehnten Lebensjahres, Anna hingegen hat eben 16 Jahre erlebt, übertrifft aber ihre Ältere Schwester bereits an Reiz und Schönheit. „Die leibhaftige Mutter,“ sagen die Alten an den Tischen, wenn sie geschäftig vorbeihuscht. „Genau so wie die Anna sah die Mutter aus, als sie als Jungmädchen durch die Gassen huschte.“

Die Söhne wie die Töchter haben heute allerdings recht wenig von der Freude des Festes. Ihnen fällt es wie den Eltern zu, dafür zu sorgen, daß die Gäste haben und drüben sich ohne Hemmung dem Genuß der Feier hingeben können. Wohl hat der Bürgermeister-Wirt eine ganze Reihe von Gehilfinnen für die Arbeit eingestellt, wohl hat die lebensfrohe Mutter ihren Kindern erlaubt, auch einmal ein Tänzchen mitzuwirbeln, wenn es die Arbeit erlaubt; aber es sind der Gäste so viele, daß selten, selten die Möglichkeit gegeben ist, in den Reihen der Tänzer und Tänzerinnen einzutreten.

Am meisten gelingt es noch Wolfgang. Fast jedesmal, wenn die Pflicht ihn über die Straße hinüberführt, hinaus zum Bürgeraal, — oder es ist noch etwas anderes, das ihn hinzieht? — fast jedesmal weiß er es zu bewerkstelligen, daß er wenigstens einmal das Tanzbein mitschwingen kann. Natürlich läßt sich auch Nikolaus nicht zweimal heißen. Und wenn die beiden Mädchen so sitzjam und artig aufgefordert werden, doch dem Bittenden die große Freude eines Tanzes mit ihnen zu gewähren, so können sie doch nicht immer „Nein“ sagen, besonders Anna nicht, die heute zum ersten Male beim öffentlichen Tanze mitlächeln und mitspringen darf.

Jedoch wir vergessen, Wolfgang zu beachten, ob nicht irgend eine besondere Kraft ihn hinauszieht auf die Rathausdielen. Wohl ist das Belauschen nicht gerade ziemlich, aber wen reizt es nicht, hier und da die Augen etwas besser zu öffnen, um zarte Geheimnisse zu entdecken, und wenn es ihm gelungen ist, befriedigt schmunzelnd vor sich hinzusagen: „Dacht' ich mir's doch!“

So etwa kann es uns gehen, wenn wir unseren Wolfgang etwas genauer beachten. Zu Anfang des Tanzes allerdings werden wir kaum etwas erkennen können. Aber — tanzt er nun nicht bereits zum zweiten Male mit der schönen Christine Vehrlein, der Müllerstochter? — Und wirklich, wie er jetzt wieder herüberkommt, es ist während eines Tanzes, da sucht er den ganzen Reigen ab, bis sein Auge sie findet. Und wie er sie gefunden hat, da geht es ihm wie der Frau im Gleichnis, die sich mehr über den wiedergefundenen Groschen freute als über die neun anderen, die ihr zur Hand lagen. Auch er freute sich mehr über Christine als über neun andere Mädchen, die eben am Eingang standen und darauf warteten, von irgend einem Burschen zum Tanze abgeholt zu werden. Wohl erfahrt er noch rasch eine der hartenden Jungfrauen und schwingt sie die wenigen Takte bis zum Ende des Tanzes. Aber mit Späherauge verfolgt er

zwischen durch die Christine, um sie sofort wieder für den folgenden Tanz zu gewinnen.

Wir haben genug gesehen und brauchen nicht ferner Beobachter eines lieblichen Geschehens zu sein. Es ist ja das Recht der Jugend in diesem Alter, Freude am anderen Geschlechte, Freude an einem Wesen des anderen Geschlechtes zu haben, zarte Fäden hinüber und herüber anzuknüpfen, so die Lust am Leben, die Lebensbejahung zu steigern und in den schönsten Hoffnungen zu schweigen, — solange solches in allen Ehren geschieht. Und daß bei den Kindern des Krähenwirtes nur ehrsame Anknüpfungen möglich sind, das wissen wir ja ohnehin. —

Als der Abend kam, verließen die auswärtigen Gäste nach und nach Marktbreit, um wieder ihren heimathlichen Dörfern zuzustreben. Damit hörte aber das Fest noch nicht auf. Als die Thore der Stadt geschlossen waren, gingen Musik und Tanz noch fort, nun nur für die Einheimischen, die während des Tages aus Rücksicht auf die Fremden nicht ganz nach Wunsch zum Zuge gekommen waren.

Nun gab es für die Gastwirtsfinder allmählich auch weniger zu tun; die Helferinnen konnten die Bedienung allein bewältigen. Nur ab und zu mußte eines der Geschwister bereit sein zum Aushelfen, damit auch die Mutter, die den ganzen Tag die Kasse bedient hatte, ausspannen konnte. Die Kinder vereinbarten nun, daß jedes je eine halbe Stunde das Geschäft übernehmen wolle, und zwar in der Reihenfolge des Alters.

So kam zunächst dem Nikolaus die Pflicht zu, in der Gaststube neben dem Vater tätig zu sein. Nach ihm stellte sich pünktlich und frohgemut Wolfgang ein.

„Du kannst nun hinüber zum Tanz. Meine Zeit ist's jetzt“, rief er dem Bruder zu, der sich nicht zum zweiten Male heißen ließ und in wenigen Augenblicken verschwunden war.

Warum war Wolfgang so munter? Ach, er hatte eben ein Erlebnis, ein selbiges Erlebnis gehabt, ein e r s t e s Ereignis, das sein ganzes Wesen wie ein Lebenstrank durchrieselte. — Als seine Zeit gekommen war, hatte er eben wieder mit Christine getanz. „Ich muß nun hinüber, um Nikolaus abzulösen“, hatte er zu ihr gesagt.

„Ach, ich bin so erhit; ich begleite dich ein wenig hinaus“, war ihre Antwort gewesen.

Der Jüngling war nicht wenig erhaunt. Er hatte in dieser Entgegnung gewiß mehr gelesen, als in ihr enthalten war. Sie hatte ihm unschuldig und ohne Bedenken den Arm gegeben und mit ihm den Tanzplatz verlassen.

Draußen war es stockdunkel und menschenleer. Als sie an die Thür des Strochauses gekommen, da hatte er sie plötzlich trotz allen Widerstrebens um die Hüfte gefaßt und rasch auf ihren warmen, weichen Mädchenmund geküßt. All das war so schnell geschehen, daß weder Wolfgang noch Christine sich Rechenschaft hätten geben können, wie es gekommen war.

Sie hatte nur ausgerufen: „Wolfgang!“ und war ihm wie ein Wiesel entlaufen.

Im seligen Nachgefühl dieses Augenblicks war er in die Gaststube gekommen. Er hatte das Empfinden, als hätte er den Himmel erstürmt, als fliege er durch die Luft, als sei der höchste Gipfel mit der weitesten und schönsten Fernsicht erreicht.

Kamer Wolfgang! Wie rash sollte dein Kartenhaus einstürzen, deine Wonne sich in wildes Weh wandeln!

Als auch seine Zeit der Anstalts um war und Barbara zur Ablösung zurückkam, konnte er es nicht erwarten, auf den Tanzplatz zu kommen, um seine geliebte Christine wieder zum Tanze zu führen und womöglich mit ihr einen einsamen Spaziergang durch die Stille der Nacht zu machen. Ja, seine Geliebte, denn sein Herz brannte lichterloh. Es war der schönen Müllerstochter ganz und gar verfallen. Und schon träumte er sich mit ihr hinauf auf die abgelegenen Wege beim Friedhof und am Steingraben.

Mit zwei Schritten stürmte er die Treppe hinauf, seinem Glück zu, wie erwählte.

Er spähte saalauß und saalab. Wo war Christine? Nirgendß konnte er sie sehen. War sie etwa nach dem Kusse heimgeeil, um dieses holde Erlebnis als Schluß des Festes zu bewahren und sinnend und träumend im Mädchenstübchen nachzulosten?

Das konnte er sich jedoch kaum denken. Einmal war es zum Heimgehen zu früh, und dann wußte sie doch sehr wohl, daß er in einer kurzen halben Stunde wieder komme; er hatte es ihr doch gesagt. Aber sie war nirgendß zu sehen. Obßchon er den ganzen Saal umkreiste, konnte er sie nicht auffpären.

Wohin war sie gegangen?

War sie etwa beim Tanz unwohl geworden? Mit Sorgen überlam ihn dieser Gedanke.

Er wollte Gewißheit haben. Jemanden fragen?! Durfte er das? Bedeutete dies nicht ein Preisgeben, ein Verraten seines jungen Glückes, seines süßen Geheimnisses! Und doch, es blieb ihm ja gar nichts anderes übrig. In der dunkeln Nacht konnte er sie nicht suchen. Dazu waren zu viele Möglichkeiten denkbar.

Da kam ihm ein Weg in den Sinn. Er wollte hinauf zum Breitbach, wo ihres Vaters Mühle stand, um zu sehen, ob sie daheim sei.

Jedoch, was wollte er der Lortwache am Pförtchen sagen? Würde die ihn ohne triftigen Grund jetzt noch hinauslassen? Und dann wußte er ja auch nicht, wo sie schlief. Ein Licht in der Mühle konnte ihm nicht künden, ob sie daheim sei oder nicht. Es konnte das Licht der Ragd, das Licht des Mühlenknechtes sein. An ein beleuchtetes Fenster klopfen, das durfte er erst recht nicht; damit hätte er sich wohl am vollständigsten verraten.

Je mehr er nachdachte, desto weniger kam er zu einem Ziel.

Also mußte er doch irgend wen fragen. Halt! Den Bruder! Der würde sicher schweigen. Und ihn konnte man ja das Geheimnis ruhig ahnen lassen.

Aber wo war er? Jetzt erst kam ihm zum Bewußtsein, daß er auch ihn im ganzen Bürgeraal nicht gesehen hatte. Drüben konnte er doch bestimmt nicht sein, sonst hätte er ihn sehen müssen. Und was hätte es auch nützen sollen, gerade ihn zu fragen? Wie sollte er bei der immer noch großen Zahl der Tänzer wissen, was irgend ein ihm gleichgültiges Mädchen macht?

Da sah er auf dem Musikantenpult den Christoph Weizen, der bei seinem Vater oftmals im Tagelohn die Weinberge hatte. Wenn der etwas wußte, der würde ihm sicher Auskunft geben und — im übrigen schweigen. Er kannte ihn ja so gut.

Bedacht — getan.

„Hör, Christoph, hast du nicht gesehen, ob die Vehrleins Christine schon heimgegangen ist? Hat sie vielleicht der Vater geholt?“ flüsterte er dem Blütenbläser ins Ohr.

„Rein,“ entgegnete dieser, der gleich eine schwache Ahnung hatte, was die Frage etwa bedeuten könne, in gleicher Stimmstärke, „nein, geholt wurde sie nicht. Ich sah sie jedoch vor einer Viertelstunde mit deinem Bruder Nikolaus die Treppe hinabgehen.“

„Mit meinem Bruder?“

„Ganz bestimmt mit deinem Bruder, wenn du es nicht etwa selbst warst. Man kann euch ja verwechseln, wenn man nicht genau hinsieht.“

„Das war aber vor fast drei Viertelstunden!“

„Rein,“ entgegnete Christoph nun ganz bestimmt, „es ist kaum eine Viertelstunde.“

Sinnend schritt Wolfgang der Treppe zu. „Mit meinem Bruder?“ dachte er. „Sollte er sie auf ihren Wunsch zu mir führen? Hat sie mich etwa verfehlt? Bin ich zu häufig herübergestürzt, daß ich sie nicht bemerkte? — Da müßte aber doch mein Bruder wieder zurück sein. Wo steckt er nur?“

Eine bange Ahnung krieg in ihm auf, eine Bangigkeit, die er sich nicht erklären konnte. Wie ein flügelahmer Vogel schritt er langsam die Treppe hinab. Als er vor der Türe des Rathauses stand, griff er sich nochmals an den Kopf, der ihm zu zerspringen drohte.

Ohne zu überlegen, was er eigentlich tun wollte, wankte er unsicher und ziellos die Hauptstraße hinauf den Wegen am Friedhof zu, in deren Einsamkeit er sie für sich hatte entführen wollen. Was aber wollte er jetzt dort, er allein? Sein Herz war so von Furcht und Bangen beklemmt, daß ihm war, er müsse trotz seiner 21 Jahre weinen, weinen wie ein kleines Kind.

Wahnte er, was ihm bevorstand?

Er kam in der Anlage an die Mauer. Die Stille tat ihm wohl und ließ ihn langsam zur Besinnung kommen.

Als er aber weiterschritt, da vernahm er mit einem Male Laute, unzweideutige Laute, Liebesgeflüster — Küsse. Er schlich näher: Da standen hinter den Holunderbüschen — Nikolaus und Christine in innigster Umarmung.

Wie ein Wahnsinniger stürzte sich Wolfgang auf die beiden und riß mit einem wilden Aufschrei: „Christine!“ das Mädchen an sich.

„Dierher gehörst du! Du bist mein! Rein seit einer Stunde!“

„Wolfgang“, rief der so jäh überraschte Bruder, „Wolfgang, was tust du? Wie kommst du dazu? Laß Christine los?“

„Sie ist mein, mein auf immer!“ schrie der jüngere. „Wie mehr gebe ich sie heraus. Du wolltest mir sie ablösen.“

„Wolfgang! Laß Christine los! Sie ist meine Braut und war noch nie dein. Noch nie!“

„Deine Braut?“ schrie Wolfgang wie ins Herz getroffen. „Das läßtst du!“ Und indem er das hinausheulte, ließ er das Mädchen fahren, stürzte sich aber in voller Wut auf den Bruder, um ihn zu züchtigen.

Was nun geschah, läßt sich kaum beschreiben, so schnell lief alles ab. In wildem Kränzel wälzten sich die beiden Brüder, die bis dahin einen

ernsten Streit noch gehabt, am Boden und schlugen auf einander ein. Christine, die versucht hatte, sich zwischen sie zu drängen, um den Unfrieden zu verhüten, war zur Seite gestoßen worden und lag jammernd und klagend am Rande des Bettes.

So endete für die Brüder der Festtag, der so schön für die Gemeinde verlaufen war.

Die Aussprache.

Es war für die Familie des Bürgermeisters, vor allem aber für die Brüder ein Glück gewesen, daß ihr heißes Handgemenge sich fern von allen Häusern abgewickelt hatte. Wohl hatten die Rächstwohnenden, die bereits daheim waren, die paar Rufe dumpf vernommen. Da hernach aber alsbald Ruhe eingetreten war, hatten sie angenommen, es seien Festteilnehmer, die ein paar Freudenjauchzer ausgestoßen hatten. Sie hatten sich in ihren Betten herumgedreht und weitergeschlafen. So blieb der böse Bruderstreit verschwiegen. Und die Brüder waren klug genug, ihn nicht auszuposaunen. Noch weniger sprach natürlich Christine davon.

Indessen für die beiden Brüder, die unter einem Dache hausen sollten, konnte mit einer derben Prügelei die Sache nicht erledigt und ausgetragen sein.

Die nötige Aussprache konnte auch nicht auf sich warten lassen; bereits am andern Morgen fand sie statt.

Schlaf brachte die kurze Nacht natürlich beiden, ja, allen dreien nicht. Aber während Nikolaus die Zusammenhänge nach und nach klar wurden, indem er im Bett darüber nachdachte, nahm Wolfgang an, der Bruder habe tagsüber gewiß gesehen, daß er mehrmals mit Christine getanzt habe. Da habe er, Nikolaus, auch Wohlgefallen an der Dirn gefunden und sei dann in der halben Stunde heimlich, heimtückisch an Christine herangetreten, um sie für sich zu gewinnen und sie ihm, dem ersten, abspenstig zu machen. Daß er, Wolfgang, sie bereits halb erobert gehabt hatte, das schloß er daraus, daß sie ihn unaufgefordert vom Tanzplatz bis zur Haustür begleitet hatte. Das hätte sie doch nicht getan, wenn ihre Reizung bereits dem Bruder gehört hätte. Denn ihre Begründung, daß sie erhitzt sei und etwas an die Luft wolle, hatte er gleich als eine jener Entschuldigungen beurteilt, die man sich selbst und anderen zum besten gibt, um die eigentlichen Gründe des Tuns zu verschleiern und sich vor allem vor sich selbst zu rechtfertigen, als ob man anders gar nicht handeln könnte.

So gingen die Gedanken bei Wolfgang recht wirt durcheinander und er erhob sich am Morgen kaum mit friedfertigerem Gemüt, als er sich am späten Abend gelegt hatte.

Das war auch darum begreiflich, weil er sich als den Besiegten, den Überlisteten betrachten mußte, dem die teure Beute abgejagt worden sei. Der sein Ziel erreicht hat, ist allemal weit mehr zu Frieden, Veröhnung und Verständigung geneigt, als der andere, der das Nachsehen hat.

Am Morgen blieb Wolfgang nicht zu Hause, in aller Frühe eilte er hinaus an das Ufer des Mains, um sich dort den Hergang zum so und sovielten Male erneut zu überlegen.

Nikolaus merkte den heimlichen Weggang. Da im Hause noch alles still war, fiel es ihm leicht, ebenfalls unbemerkt zum Haus und zum Tor des Marktes hinauszukommen, um dem Bruder nachzusehen. Er tat das

mit größter Sorge. Kannte er doch die Art seines Bruders, bei jeder Aufregung im Innern weiterzugraben, weiterzumähen und dadurch dies Abklingen zu verhindern.

So befürchtete er das Allerschlimmste und eilte dem Bruder auf dem Fuße nach.

Ob seine Befürchtungen ganz unbegründet waren, vermag kaum berichtet zu werden. Jedenfalls war Wolfgang in seinem Innern eher zerrissener als gestern abend.

Eine Weile betrachtete der ältere den Bruder von ferne. Als er aber sah, wie er mit einem Male geraden Schrittes auf das Wasser zuging, statt sich der Breitbachbrücke zu nähern, rief er ihn an: „Wolfgang, Wolfgang, was hast du vor?“

Erschrocken wendete sich der Bruder um.

Als er den Rufer erkannte, stand er zunächst ungeschlüssig. Dann erwiderte er: „Warum schleichst du mir nach? Ist es dir nicht genug, daß du meines Lebens Glück zerstörtest?“

„Ich ging dir nach, Wolfgang, weil ich dein Bruder bin. Ja, trotz alledem dein Bruder!“

Wolfgang wehrte ab und wies ihn mit der Hand weg.

„Ja, dein Bruder!“ fuhr dieser aber mit Nachdruck fort. „Ich muß mit dir sprechen. Wir waren doch gestern eigentlich dumme Jungen.“

„Laß mich in Ruhe!“ rief der Bekränkte. „Wozu diese Leichenteden zum Tode meines Glückes. Du hast es ja doch erschlagen. Du — du — kein!“

„Wolfgang, Wolfgang!“ rief der Bruder betroffen. „Was sagst du? Kein? Ich? Höre mich doch an!“

„Ich will nicht. Wehe deines Weges!“

„Wolfgang, du mußt mich anhören. Es ist ja ganz anders, als du denkst.“

„Was ist anders? Hast du mir nicht heimtückisch die Geliebte entwendet?“

„Wolf, du kennst mich doch bereits lange genug. Hast du e i n mal, ein einziges Mal Heimtücke bei mir feststellen können?“

„Da wendete sich der Hocherregte erneut langsam um. „Rein, Nikolaus, — nein! Bisher nie! Aber gestern warst du es. Oder warst du es auch gestern nicht?“

„Bruder,“ erwiderte Nikolaus in aller Ehrlichkeit und Wärme, deren er nur fähig war. „Rein, auch gestern nicht, wenn es dir auch so erscheinen mag.“

„Erscheinen mag? Seit Monaten, seit Jahren klopfte mein Herz in der Brust, wenn ich Christine sah, und ich wußte selbst nicht recht, was in mir vorging. Gestern mit einem Male beim Tanz mit ihr wurde mir alles klar. Ich konnte geradezu die Minute bestimmen, die Stelle des Saales, wo es geschah. Und so schnell, so schnell brachtest du meinen Himmel zum Einstürzen. Rein, Klaus, nein, laß mich reden,“ wehrte er dem Bruder, der erwidern wollte. „Jetzt kann ich's. Vielleicht kann ich's in 5 Minuten nicht mehr.“

Ich weiß ja gut, wie alles kam. Als ich fühlte, was in mir vorgegangen war, da suchte ich es Christine begreiflich zu machen. Und glaube mir, ich bin nicht so dumm, ich merkte wohl, daß sie mir nicht abgeneigt

war. Sie wäre sicher bereit gewesen, mir das Wort zu geben. Der Ton der Stimme, der Blick des Auges, alles und noch viel mehr verriet mir, daß auch in ihr eine Saite erklingen sei, die der meinen entgegenschwang. Und dann — und dann kamst du. Und sie überlegte. Du bist der Ältere, du studierst, wirst ein Gelehrter und ein Vornehmer Herr. Was aber bin ich? Was werde ich? Vielleicht einmal Gastwirt, vielleicht auch das nicht. Und so wendete sich die Fahne, die Windsfahne — nach deiner Seite. Und du hast gewiß nicht gesäumt, ihr beim Drehen tüchtig nachzuhelfen.“

„Wie konnte ich wissen, ...“ wollte Nikolaus einwenden.

„Wie du wissen konntest? Natürlich hattest du tagsüber gesehen, wie es uns beide zusammengog. Natürlich hast du da überlegen können, welchen Wert das Mädchen hat und was es als einzige Tochter mitbringt. Da war dein Ziel rasch gefaßt und — ich mußte ausgebeißten werden. Und du hast auch, daß schnelles Handeln nothat. Denn heute, glaube mir, heute wäre es zu spät für dich gewesen. Das merktest du wohl. Darum benutztest du heimtückisch die halbe Stunde, da ich das Feld räumen mußte, um mich auszubeißen. O Gott, es ist dir nur zu gut gelungen.“

„Ach, Bruder, in welches Ney von Scheingründen spinnst du dich ein. Es ist ja alles ganz anders, als du es denkst und zusammenspinnst.“

„So, alles ganz anders? Weist du denn, daß mich Christine freiwillig begleitete, als meine Halbstunde gekommen war? Weist du, daß sie sich vor der Thür — — lassen ließ?“

„Nein, Bruder, das hat sie mir nicht gesagt, das lezte nicht. Und ich kann es kaum glauben. Aber laß dir nun doch auch einmal sagen, wie alles ist. Du hast Christine seit Wochen und Monaten lieb, ohne daß du es selbst weißt. Ich liebte sie, so lange ich mich erinnere und — sie mich. Aber nicht ohne daß wir es wissen. Als der Stein zu dem neuen Maintor gelegt wurde, gestanden wir uns bereits die Liebe. Jetzt weißt du, was sonst niemand wußte. Wenn sie gestern so gerne mit dir tanzte, so geschah das doch mit meinem Willen, damit ihr euch als Bruder und Schwester, die ihr hoch werden sollt, näher kommt. Wie konnte ich ahnen, daß solch ein verderbliches Feuer in dir entbrennen konnte! Und wie sie dich begleitete, da wollte die Schlaue — mich abholen. Überlege doch, ob es nicht so ist! Und nun noch der Ruß! Hast du den nicht geraubt? Nicht? Überlege doch genau! Hat sie auch dich geküßt?“

Nun weiß ich auch, was sie mir sagen wollte. Als wir durch die dunkeln Wege schritten, da sagte sie auf einmal: „Klaus, ich muß dir etwas Schweres sagen.“ Es kam nicht dazu, weil du gleich dazwischen kamst. Da wollte sie mir sagen, daß auch du sie liebst, daß du sie geküßt hast. Sie fühlte recht deutlich, daß das zum Verhängnis werden könnte.“

„Zum Verhängnis, zum Verhängnis!“ röhnte Wolfgang. „Es ist schon da. — Bruder, dir tat ich Unrecht. Verzeihe mir! Ich wußte ja all das nicht. Ich deutete ja alles nur so, wie ich es wünschte. Ich allein bin schuld. Ich allein. Aber du kennst mich. Laß mich allein! Ich muß allein sein. Gehe, gehe!“

Klaus wollte zunächst nicht. Da drängte ihn Wolfgang hinweg.

„Bedenke, daß du der glückliche Besitzer dessen bist, was mir das Liebste auf Erden ist!“

„Wolf, wirst du keine Torheit begehen . . . keine . . .?“

„Klaus, ich bin ein Grov!“ antwortete er stolz.

Da wandte sich Nikolaus und ging langsam heim. So schieden die beiden Bürgermeistersöhne. — — —

Zum Essen kam Wolfgang nicht, er kam den ganzen Tag nicht.

Da zogen Sorgen undummer in das Haus zur Straße ein.

Es verging der zweite Tag. Der älteste Bruder mußte nun alles berichten. —

Zwischen Furcht und Hoffnung schwebte nun die Familie Tag um Tag, Woche um Woche.

Ein Leid hatte er sich nicht angetan. Dessen waren sie gewiß. Sie bauten auf das letzte Wort, das er seinem Bruder zugetruhen: „Ich bin ein Groc!“ Und ein Groc tut seinem Namen und seiner Familie keine Schande an.

Was aber hatte er unternommen?

Der brandenburgische Werber.

Wolfgang war zunächst ziellos umhergeirrt. Heim wollte und konnte er nicht. Wohl sah er recht gut ein, daß sein Bruder an der ganzen Verwickelung und dem Streit unschuldig gewesen. Aber er konnte es nicht verwinden, ihn neidlos im Besitz zu wissen. Noch weniger aber mochte er Christine wiedersehen. Er wußte jetzt recht wohl, daß sie für ihn verloren, auf alle Zeiten verloren war. Das Herz aber läßt sich nicht so rasch befehlen. Darum aber wollte er sie vorerst nicht wiedersehen. Er fühlte deutlich, daß die Wut in seinem Herzen nur noch loher aufflammen würde, wenn er sie wieder mit den Augen des Leibes erblicken müßte.

So war ihm vorerst nur das eine klar: heim konnte er jetzt nicht. Er mußte Marktbreit meiden.

Andererseits aber zog es ihn auch mit unendlicher Gewalt hin nach dem Orte, wo die Eltern und die Schwestern wohnten, nach dem Orte, wo er eine so glückliche Jugend verlebt hatte, nach dem Orte, wo — sie weilte. Es zog ihn hin, wie es die Fliege zur verderbenbringenden Flamme zieht.

In erregten Stunden sagte er sich, er sei ein Tor gewesen, daß er das Feld so kamplos geräumt habe. Vielleicht hätte er die Erbkunde seinem Bruder doch noch freitig machen können. Vielleicht hätte der Bruder doch noch eingesehen, daß es besser sei, ihm die Umfrittene zu überlassen.

Eingesehen? Was nützt in diesen Dingen das Einsehen? Sah er nicht auch ein, daß sein Bruder der rechtmäßige Besitzer, wenigstens der bevorrechtete Besitzer sei! Ist dadurch sein Herz befriedigt, von Christine abgelenkt worden?

Und bedeutet Rückkehr nicht ewigen Bruderkwitz?

So pendelte sein Herz hin und her. Einmal trieb es ihn weit in die Ferne, hin über Land und Meer. Dann aber zog es ihn wieder zurück, hin zur Heimat und zur Geliebten.

So irrte er im Lande einher, bald da, bald dort. Ruhe aber fand er nirgends. Einige Zeit war er in Ansbach und arbeitete als Brudergehilfe; dann war er in Nürnberg, dann wieder in Bamberg, in Nördlingen, schließlich wieder in Nürnberg. Aber zur Ruhe kam sein Herz nicht. Immer schwebte die Eine, die Unvergleichliche vor seinen Widen.

Ja, zuletzt wurde die Sehnsucht so groß, daß er sich vornahm, noch einmal nach Marktbreit zurückzulehren, sie noch einmal zu sehen und dann — nun, was dann kommen sollte, wußte er selbst nicht. So brach er denn auf und wanderte über Fürth, Neustadt und Sibart der Heimat zu.

Nicht weit von Marktbreit liegt, ebenfalls am Main, der Fleden Steft, der zu der Markgrafschaft Ansbach gehört. Der hochbetagte, kinderlose Markgraf Georg Friedrich war erst vor kurzem zu Besuch in seinem lieben Mainstädtchen.

Heute ist wieder Besuch da, jedoch anderer. Ein Offizier mit Gefolge hat sich eingefunden, jedoch keiner von Ansbach, sondern einer von Berlin, der neuen Hauptstadt des Kurfürstentums Brandenburg, dessen Herrscher Joachim Friedrich ein Neffe Georg Friedrichs ist. So hat der Brandenburger beim Onkel mit Leichtigkeit die Erlaubnis erwirkt, in der Markgrafschaft Leute zu werben.

In buntestem Aufzug sind die Soldaten, der Offizier und seine Gehilfen in Steft eingezogen. Marktischreierisch haben sie der Bürgerschaft durch Trommelwirbel und Ausruf verkündet, daß es heute in der marktstädtischen Brauerei Freibier gebe, das der Offizier bezahle. Gleichzeitig werde ein Offizier erzählen, wie es beim Heere zugehe und wie jeder junge Mann, dem die Heimat zu eng werde, in Ehren zu hohem Ansehen, Reichthum und Würde kommen könne.

Als der Abend kam, füllten sich natürlich die Räume der Brauerei mehr als sonst. Gedrängt saßen sie aneinander, die Bürger und Bürgerknechte des Ortes und harrten der Dinge, die ihnen verkündet werden sollten. Schon hatten sich etliche Soldaten unter die Gäste gemischt und rühmten sich, wie reich sie seien, bestellten prahlerisch Bier nach Belieben für sich und die andern, ließen auch ihre bunten Waffenkleider bewundern und ließen dadurch die Spannung bei den Wartenden aufs höchste anwachsen.

Da trat der feingekleidete Offizier herein, und nach ihm kam ein zweiter Soldat, der nicht weniger hübsch ausgestattet war. Musiker und Trommler folgten, und schließlich kam noch ein Soldat mit riesiger Rappe.

Der Offizier kündete nochmals an, daß er alles Bier bezahle und gekommen sei, um unternehmungslustigen jungen Leuten den Weg in die Zukunft, ins große Leben, in die Welt zu weisen.

Nun sangen Trommler und Musiker an, eine flotte Heerlagermusik, die weithin ins Städtchen drang, ertönen zu lassen. Sie ludte immer noch neue Gäste herbei. Längst war in der geräumigen Stube kein Plätzchen mehr frei. Vor Fenstern und Türen stauten sich die Neugierigen, unter denen sich auch manch ein Mägdelein bliden ließ. Sollte doch angeblich nach der Werbung ein froher Freitanz folgen.

Und nun stieg der zweite Soldat in dem feinen Anzug, der eigentliche Werber, auf ein Bierfaß und fing an zu erzählen von seiner armseligen Vergangenheit daheim im kleinen Dorf, wo er Gänse gehütet habe. Nicht trüb schilderte er seine Jugend, in der er nichts zu sehen und zu hören bekam als seine Gänse und deren Geschnatter. Gelernt hatte er auch nichts und hätte es doch so gerne getan. Wohl hatte er sich emporgearbeitet bis zum Großknecht. Aber wieder habe ihm etwas das Leben vergällt.

Als er bis dahin gekommen war, trat ein wegbestäubter Wanderer in den Saal und setzte sich, kaum beachtet, in eine dunkle Ecke. Der Redner

merkte die kleine Störung ebenfalls nicht und fuhr in seinem Berichte fort.

Er hatte ein hübsches Mädchen zur Braut erkoren; da mußte er erleben, daß ein anderer ihm die Erwählte wegnahm, als er eben meinte, am Ziele zu sein. Und dieser andere war sein eigener Bruder.

Der neue Gast in der Erde horchte auf.

Da war es ihm, dem Redner, zuwider, das Glück der beiden, das sein Glück hatte werden sollen, mit anzusehen. Und da kam ein Werber. Kurz entschlossen habe er sich anwerben lassen und so sein großes Glück gemacht.

Und nun schilderte er in den buntesten Farben das Leben als Soldat, dem kein anderes auf der Erde gleich sei. Der einzige freie Mann der Welt sei der Soldat. Er erlebe jeden Tag etwas anderes, etwas Neues. Die ganze Welt sei sein. Essen und Trinken habe er wie ein Graf, nein, noch mehr. Und bei den Frauen sei der Soldat der einzige, dem niemand widerstehen könne. Das mußte man dem Redner lassen, er verstand es, den Hörenden das Leben als Soldat recht herrlich zu schildern.

„Aber,“ fuhr er fort, „das schönste habe ich noch nicht erzählt. Das schönste ist der Krieg.“ Und nun erzählte er hiervon, vom Lagerleben, vom Umherziehen, vom Plündern und Schwelgen, von Abenteuern und Siegen aller Art, von Lust und tollen Streichen ohne Ende, daß die Burtschen gar nicht mehr aus dem Lachen heraustamen. Und manchem von ihnen lief das Wasser im Munde zusammen vor Verlangen nach einem ähnlichen Leben.

Schließlich kam er noch mit dem letzten Trumpf: Er war Offizier, er der Gänsejunge, er der Leibeigene, er der Knecht. Ein Herr war er, mehr Herr als irgend ein Graf oder ein Ritter. Die haben ja die Vorgänger Joachim Friedrichs an die Bäume knüpfen und baumeln lassen, aufknüpfen lassen durch sie, die Soldaten.

Als einer dazwischenrief: Wieviele deiner Kameraden aber sind schon im Kriege erschossen oder zu Krüppeln gehauen worden? Da wußte er recht schlagfertige Antwort. Wer sei so feige, meinte er, und fürchte sich vor jeder Kugel? Zudem sei nicht immer Krieg. Und auch im Frieden habe der Soldat das flotteste Leben. Aber am schönsten sei es gerade im Krieg, wo die Welt dem Soldaten gehöre und wo es dem Soldaten sicher immer noch besser gehe als den Bürgern und Bauern, denen alles genommen würde. Und die Zahl der Fallenden sei im Kriege auch nicht so groß, wie der Bauer daheim denke. Er selbst habe schon drei Feldzüge mitgemacht und sei noch nie verwundet worden. Albrecht Achilles, der vor etwas mehr als 100 Jahren die Mark Brandenburg regierte, habe auf 100 gezählten Schlachtfeldern gefochten, ohne einmal verwundet zu werden. Dem Tapferen gehöre die Welt. Und wer Mut habe und offene Sinne und klaren Verstand, der haue sich immer durch.

Dazu komme noch, daß das Soldatenleben keine ewige Qual sei, wie die immer gleiche Arbeit im Feld, Stall und in der Werkstatt. Wohl gäbe es manchmal auch tüchtige Anstrengung, aber hernach sei oft auf lange Zeit alle Pladerei und Schinderei vorbei, und der Soldat führe dann ein reines Scharaffenleben.

Und Geld? Geld habe der Soldat immer. Er bekomme ja seinen hohen Sold, brauche sich um nichts zu sorgen und habe immer was er brauche, soviel, daß es ihnen jetzt z. B. ein Leichtes sei, das Bier aller

Anwesenden zu zählen. (Das lag er natürlich, das mußte die Kriegskasse des Kurfürsten berappen; aber ihm paßt es jetzt in den Plan, also fügte er es mutig und ohne Bedenken bei.)

Als er nach beinahe zweistündigem Bericht, dem alle aufmerksamer zugehört hatten als mancher kurzen Predigt, endlich schloß, da rief der Werbeoffizier:

„Nun, ihr jungen Leute, wer von euch will sich solch ein Leben verschaffen? Wer von euch will einmal solch ein Herr, ein Offizier werden wie er und ich? Heute ist euch das möglich. Kommt her und laßt euch hier vom Schreiber in die Liste eintragen. Wer unterschreibt, der wird Soldat. Und wer es wird, der erhält sofort ein Handgeld von 10 Gulden. Wer sich heute nicht eintragen will, der kann es noch morgen und übermorgen tun. Solange sind wir noch da. Bedenkt, daß die Gelegenheit nicht immer gegeben ist. Es kann zehn und mehr Jahre dauern, bis wir oder andere Werbeoffiziere wieder hieher kommen.“

Jedoch es blieb vorerst alles still. Nur nach und nach setzte ein Gemurmel ein, das teils Beifall, teils Ablehnung bedeutete.

Da erhob sich der fremde Gast in seiner Ecke und rief: „Ich gehe mit. Mich schreibt ein. Mich, den Wolfgang Groe von Marktbreit.“

Alles wandte sich nach dem Sprechenden um. Alles staunte ihn an; denn schon lange war das Gerücht auch nach Steft gedrungen, daß der zweite Bürgermeistersohn aus der Wirtschast zur Krähe verschwunden und verschollen sei.

Von allen Seiten erschollen Zurufe. Jeder wollte etwas wissen. Er schwieg auf alle Fragen. Erhobenen Hauptes schritt er zu dem Schreiber und sprach:

„Schreibt mich ein! Ich unterschreibe.“

Langsam sagte er ihm vor, was er zu schreiben habe. Im Saale war es so still, daß man die Gänsefeder knirschen hörte. Wolfgang unterschrieb, warf die Feder hin und verschwand, wie er hereingekommen war.

Nach Marktbreit aber ging er nicht, so nahe er seinem ersehnten Ziele gekommen war.

Jedoch erfuhren seine Angehörigen bald, daß sich Wolfgang in Steft habe anwerben lassen und wohl bereits auf dem Wege nach der Mark Brandenburg, nach Berlin, sei. War das auch nicht die Rückkehr, so war es doch der eine Trost, daß er noch lebte und es ihm gut gehe. Sie wußten nun wenigstens, wo sie ihn in ihren Gedanken suchen mußten.

Die Heimkehr.

Jahre um Jahre waren dahin. Für Wolfgang's Vater, den Bürgermeister, waren es Jahre treuester Sorge und umsichtigster Führung für das Wohl der Stadt. Schon vor Erbauung des Maintores hatte er für die Verschönerung und Verbesserung der baulichen Anlagen in weitestem Maße gesorgt. In den Jahren 1596—1597 hatte er die Kirche erweitern und ihren Turm erbauen lassen. Gleichzeitig wurde der Breitbach sorgfältig mit Mauern eingefaßt. Bereits im Jahre nach Wolfgang's Weggang hatte er die Ratsstube bemalen und vergolden lassen. 1603 alsdann wurde durch ihn am Wache ein neues Gemeinbebadhaus errichtet. Alle diese Werke aber hatte er gekrönt durch die Erbauung des schönen Schulhauses

zwischen der Kirche und dem zweiten Pfarrhaus im Jahre 1607. Die Einweihung desselben am Martinstage des gleichen Jahres gestaltete sich zu einem ganz besonders eindrucksvollen Fest, das lange Gesprächsstoff für die Bewohner des Ortes und der Umgebung blieb.

Auch in anderer Hinsicht sorgte er für das Wohl seiner Gemeinde wie kaum ein Bürgermeister vor und nach ihm. Gewerbetreibende, die bisher im Orte gefehlt hatten, suchte er herbeizuziehen. So kamen durch ihn herein: ein Nagel- und Messerschmied, ein Büchsen- und Goldschmied, Schlosser, Gerber, Glaser, Böttner, Seiler, Rappenschneider und Juckerbäder. Indessen nicht wahllos ließ er die Handwerker zuziehen. Wer nicht Zeugnisse ehrlicher Geburt, freien Standes und bester Führung unter Benennung zweier Zeugen beibringen konnte, dem gestattete er den Zugang nicht. Dennoch vermehrte sich die Zahl der Haushaltungen um rund 20 auf 268 (im Jahre 1613). Die Straßen wurden nach der Richtschnur angelegt, soweit solches möglich war, damit sie leidlich gerade wurden. Ältere Gebäude, die dabei hinderlich waren, wurden eingelegt und der Ordnung gemäß wieder aufgebaut. Einer Anregung der Herrschaft entsprechend, ließ er die Dungstätten, soweit es nur möglich war, von den Straßen entfernen. So wurde der Ort unter Groes unsichtiger und weiser Leitung zusehends sauberer, einladender, freundlicher. Und es war wohl auch als Anerkennung hiefür gedacht, daß Johann Erkinger von Seinsheim am 29. Mai 1608 in seinem Marktbreiter Schloß mit Gräfin Walpurga von Eberstein seine Hochzeit abhielt.

Aber auch Sorgen in Hülle und Fülle brachte das Amt für den ersten Bürgermeister. Großen Kummer bereitete ihm vor allem die Angelegenheit der Stiftung, die der Wohlthäter der Gemeinde, Georg Ludwig von Seinsheim der Ältere, der ein Jahr nach Beginn der Amtszeit Groes (1591) verstorben war, den Armen der Gemeinde zugedacht hatte. Es belief sich auf die Summe von 11 000 fl., über deren Verwendung seine Gattin leiblich bestimmen sollte. Noch zu Lebzeiten ihres Gemahls hatte sie solches getan, und zwar in einer letztwilligen Anordnung vom 8. Februar 1582. Leider enthielt diese Urkunde die Bestimmung, daß die Freifrau das Recht habe, durch etwaige spätere Urkunden anders über diese Summe zu verfügen. Und siehe, als sie im Jahre 1601 in Ansbach starb, da fand sich ein Testament vom 22. November 1593, das das ganze Geld den Armen von Ansbach und Umgebung zusprach. Nach Ansicht des Marktbreiter Bürgermeisters, der natürlich diese letzte Anordnung mit großer Aufregung ersuhr, war sie unglücklich, da das Geld nicht von der Frau, sondern von Georg Ludwig selbst herrührte und dieser bestimmt hatte: „Es ist mein Will, daß meine liebe Hausfrau mit dem, so ihr (von dem, was von mir selbst herrührt) verbleibt, fürnehmlich die Armen bedenken soll. Doch soll sie freie Hand haben, wer ihr Gutes tut, zu geben, soviel sie will.“ Wüthig war es der Wille des verstorbenen Herrn, daß wenigstens ein Teil seines Nachlasses den Armen zugute kommen sollte, und wie der Zusammenhang dargethat, meinte er damit vor allem die Marktbreiter Armen.

Aus dieser Auffassung heraus lagte Nikolaus Groe im Namen der Gemeinde und aus Liebe zu den Armen, indem er das zweite Testament der Freifrau ansocht. Der Prozeß dauerte viele Jahrzehnte; Groe erlebte sein Ende nicht. Leider muß hier zugesügt werden, daß der Klage der Erfolg versagt war.

Noch schlimmer war eine Angelegenheit, die Georg Ludwigs Nachfolger, der ebenfalls Georg Ludwig von Seinsheim heißt und zur einfacheren Kennzeichnung als „Der Jüngere“ bezeichnet wird, verschuldet hatte. Er war ein Verwandter des kinderlos verstorbenen Älteren Ludwig und erbte nach dessen Tod (1591) die Herrschaft. Er „lebte“ aber über seine Verhältnisse und machte bei einem Würzburger Kaufmann namens J. Hellmuth Schulden im Betrage von beinahe 5500 Gulden. Im Jahre 1599 starb er und hinterließ seinem Sohne Johann Eringer von Seinsheim die Herrschaft und — die Schulden.

Dieser wollte die Schulden auch wirklich abtragen und verpfändete dem Gläubiger seine Marktbreiter Gefälle in der Höhe von über 1000 Gulden auf 5 Jahre. Der Kaufmann Hellmuth verlangte nun von der Gemeinde Marktbreit die Mitunterzeichnung dieser Verpfändung. Schultheiß Groe war in großer Bedrängnis. Sein Gerechtigkeits Sinn sagte ihm, er — oder der 2. Bürgermeister Joh. Rüdinger — müsse unterzeichnen, denn es komme dem Gläubiger zu, eine vollwertige Bürgschaft in der Hand zu haben. Andererseits besürchtete er, die Unterzeichnung könne schlimme Folgen für die Stadt haben. Er war nicht umsonst Rechtsgelehrter — er hatte gleich seinem ältesten Sohne die Rechte studirt — um zu wissen, daß die Unterschrift umgedeutet werden könne, als erkenne sich die Gemeinde als Selbstschuldner an. Nach langem Bestragen und Überlegen entschloß er sich, wohl zu unterzeichnen, dabei aber den Vorbehalt zu machen, daß sich die Gemeinde hierdurch keineswegs als Bürge und Selbstschuldner erachte. Diese Unterschrift leisteten der Rat und der Bürgermeister Rüdinger auf Anraten Groes am 22. Februar des Jahres 1602. Sie brachte große Not und Sorge über die Stadt, wie wir gleich sehen werden. Bereits im kommenden Jahre (1603) zog der Freiherr wie üblich seine Gefälle ein, verwandte sie aber nicht zur Minderung seiner Schulden, sondern zu anderen Dingen; der Gläubiger aber forderte die Abschlagszahlung ebenfalls von Marktbreit. Gegen eine solche Auslegung des Vertrages legte Nikolaus Groe sofort ernsteste Verwahrung ein. Bis 1606 erhielt der Kaufmann Hellmuth weder von Marktbreit noch von dem eigentlichen Schuldner einen Heller. Darum verklagte er nun die Stadt Marktbreit bei dem kaiserlichen Hofgericht in Rottweil.

Auch dieser zweite Prozeß zog sich ungemein in die Länge und verursachte dem Bürgermeister viel Kummer und Kopfweh, um so mehr, als manche Bürger ihm in diesem Falle einen Teil der Schuld zuschrieben. Sie sagten, nicht ganz mit Unrecht, er hätte 1602 die verhängnisvolle Unterschrift nicht anraten und nicht zulassen dürfen.

Zu all diesen Räten von innen kamen noch solche von außen, und diese waren sogar noch bedenklicher als die aus dem Leben der Stadt selbst. Der Reichstag zu Regensburg, der im Jahre 1608 versammelt gewesen war, hatte nicht nur zu keinem friedlichen und befriedigenden Ergebnis geführt, sondern eine ganz bedenkliche Spannung zwischen den protestantischen und katholischen Reichsständen offenbar werden lassen. Die katholischen Stände verlangten auf diesem Reichstage, daß alle seit 1555 eingezogenen Kirchengüter der katholischen Kirche zurückgegeben werden müßten. Aber die Berechtigung dieser Forderung entstand zwischen den Protestanten und den Katholiken ein derartiger Streit, daß die bedeutendsten protestantischen Fürsten den Reichstag verließen; die süd-

deutschen darunter schlossen zu Anhausen an der Wörnitz einen Bund, den sie Union nannten. Als Führer wählten sie den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz. Diergegen schlossen sich auch die katholischen Stände, die Bischöfe und Fürsten zusammen und gründeten (1609) zu München ein Bündnis, Liga genannt. Ihr Haupt war Maximilian I. von Wittelsbach. Wer die Zeichen der Zeit verstand, der wußte, daß diese beiden Bündnisse, die sich nach und nach durch Beitritt norddeutscher Fürsten verstärkten, nicht zur Abhaltung gefelliger Veranstaltungen, sondern zum Wessien der Kräfte sammengefunden hatten. Was sollte daraus werden?

Und richtig, bereits im April des Jahres 1610 kamen katholische Truppen, die zum Rheine wollten. Ihr Erscheinen löste im Marktsiedeen große Bestürzung aus. Die Mitglieder des Rates samt den Bürgermeistern deuteten das Ereignis, wie es gedeutet werden mußte. Die Heerhaufen der gegnerischen Lager bildeten sich. Wohl gingen die Gewehre noch nicht los. Aber man wußte ja aus Erfahrung und den Erzählungen der Eltern, daß es nur eines geringen Anlasses oder Anlasses bedurfte, um die Parvane ins Rollen zu bringen und die Greuel eines Krieges zu entfesseln, wenn die Truppen kriegsbereit gerüstet sind.

Darum mußte der Bürgermeister Vorsoorge für den Schutz der Stadt treffen, daß sie nicht etwa über Nacht von Feinden überrascht werde. Er ließ in der ganzen Stadt Umstrage halten, ob männiglich mit Pulver und Blei versehen sei. Alsdann ließ er alle Bürgersöhne und Handwerksgefelln auf das Rathhaus kommen und erklärte ihnen die Lage, in der sich das deutsche Volk befand. Die Jünglinge begriffen es wohl. Darum forderte er sie auf, ihm die Hand zu geben zum Zeichen eines heiligen Gelübdes, daß sie bereit seien, im Falle der Not und der Notwendigkeit den Heden verteidigen zu helfen. Das taten sie alle freudig und bereitwillig.

Nur eins fehlte noch, ein Mann, der etwas von Krieg und Heeresführung, Belagerung und Verteidigung versteht. Er durchsuchte in Gedanken das ganze Städtchen und fand viele brave, tapfere und zuverlässige Leute, aber keinen, der von der Kriegskunst mehr verstand als er selbst. Was ist aber ein Hausen ohne Führung, ein Heer ohne Oberbefehl.

Da kam dem Bürgermeister plötzlich wie eine Erleuchtung vom Himmel eine Lösung. Ei, natürlich gab es einen, der die Führung übernehmen konnte. Wohl war dieser eine nicht in Marktbreit; aber er war von Marktbreit. Und das war kein anderer als Nikolaus Groes zweiter Sohn, der Wolfgang. Seit beinahe 10 Jahren war er nun in Berlin und hatte sich dort beim Heeresdienst ganz ungewöhnliche Ehren erworben. Wenn er auch noch jung war — er zählte noch keine 30 Jahre — seine Tüchtigkeit mußte ersehen, was ihm an Alter abging. Und daß man seinen Befehlen folgte, dafür würde er, der Vater, der Schultzeiß, schon zu sorgen wissen. —

In der nächsten Ratsversammlung gab es wieder der Sorgen mehr als genug. Es drohte ja die Aicht, der Ausschluß der Stadt aus dem ganzen weltlichen Leben, der Ausschluß aus Handel und Wandel, wenn der Schuldenprozeß mit Heilmuth verloren ging; es drohte der Krieg.

Da galt es zu sparen, wo sparen nur möglich war. Der Bürgermeister schlug vor, es möchten von jetzt ab die Gastmähler, die seit altersher in Gegenwart des Rates, der Kirchen- und Schuldiener, der Rusikanten und

viele anderer auf dem Rathhause am Neujahr, am 2. Ofter- und am 2. Pfingstfeiertage abgehalten wurden, eingestellt werden.

Der Vorschlag fand bei den meisten Ratsmännern Zustimmung.

Nachdem noch eine Reihe von anderen Dingen besprochen war, berichtete Nikolaus Groe über seinen Plan der Verteidigung der Stadt im Kriegsfall. Viele der Ratsmitglieder hatten schon ähnliche Sorgen gefühlt wie er. Und sie baten ihn darum dringend, ja so bald als nur möglich den Sohn von Berlin heimzurufen, damit die Stadt nicht wehrlos sei, wenn Not an den Mann gehe.

Bereits am nächsten Tage ging der Brief an Wolfgang Groe ab und wurde durch Extraboten befördert, damit er ja ohne Säumen ankomme.

(Schluß folgt.)

Ferientage im fränkischen Pfarthaus

Seimat- und Jugenderinnerungen

von Walther Breitung (Schweinfurt), München

Ich wandere durch sommergrünen Buchenwald, auf einem grasbewachsenen Weg, oben am Berghöhenrande. Zur Rechten habe ich fortwährend den dämmernden Hochwald, die schweren, tiefen Forste, deren einsame Reviere sich weit über die Bergrücken hinüber nach Osten erstrecken. Zur Linken sinkt der Blick durch die Läden der Bäume hinunter in ein fruchtgesegnetes Land, in den Sommergarten einer reichen Ebene, die mit Blumenweiden und Wiesenwellen, wogenden Getreidefluren und Obsthainen wie ein köstlich gewirkter Teppich sich in die Ferne breitet. Altersgraue Landhäuser, von Mauern umgürtet, mit Türmen und Toren bewehrt, grünen, wie kleine Merianbilder, aus goldenen Ahrenfeldern heraus. Weit draußen, durch dunstige Lichtschleier, blüht zuweilen ein silberner gewundener Streif: Unter Weinhügeln und Kapellen, unter Kreuzwegstufen und Linden, fließt dort der heitere Strom des lieblichen Landes.

Es ist eine köstliche Wanderung, ein Höhengang, fast immer am Steilrand der Landstufe hin, von Süden nach Norden, nahezu zwei Tage während. Eine Bergstraße in Franken. Sie führt vorüber an lieb-umflungenen Burgen- und Ruinenstätten, an wipfelüberrauschten Forsthäusern; an verrufenen Stellen, wo Bildtafeln an den Bäumen hängen, vom Waldgeheimnis umwoben verwitterte Martersäulen ragen oder ergraute Kreuzsteine stehn mit den kaum noch leserlichen Runen verblähter Inschriften. Da ziehen oft schnurgerade, einsame Schneisen, von teppichdichtem Gras bedekt, aus den Tiefen der Waldgeräumte heraus: Das sind die Jägerumtraunten „Hochstraßen“, frühere Kriegs- und Handelswege, die, Täler und Flüsse meidend, über die Rücken und Kämme der Waldberge verliefen und deren Dasein bis ins Dämmerdunkel der Vorzeit hinuntertaucht.

Der erste Tag meiner Wanderschaft neigt sich schon zu Ende. Mit fatterm Gold sinkt das scheidende Tageslicht durch die smaragdene Laubwölkung. Innen, im Saal der Buchen und Fichten, prägt die Abend-

München in die Alte Pinakothek, sieht den Erasmus und Mauritius von Grünewald und hat nun, nach seinen Kenntnissen, das Empfinden, daß er hier einem Meisterwerk bayrischer Kunstübung gegenüber stehe. Denn — immer vom Standpunkt Berliner Kenntnisse aus — Grünewald stammte aus Aschaffenburg oder Würzburg, wie man jetzt sagt, diese Städte liegen in Bayern, also ist Grünewald ein bayrischer Künstler, ein Künstler des — „bayrischen Volkes.“

Genug! Wir kennen andere Völker in Deutschland, als natürliche Glieder oder Zweige des großen deutschen Volkes. Wir kennen ein mainfränkisches, ein rheinfränkisches Volk. Diese Völker sind die natürlichen Erben jener Kunstschätze, die aus ihrem Boden hervorgewachsen oder mit ihrem Geld erworben worden sind. Wir fordern, daß die Kulturgüter der deutschen Stämme jeweils auch im Bereich dieser Stämme verbleiben. An diesem Grundsatz darf kein Wechsel der Staatsform, keine willkürliche oder zufällige Grenzführung rütteln. Den deutschen Stämmen ihre Stammesgüter, zur Erweckung eines gerechten Stolzes auf heimische Kunst und Art, zur Aneiferung und inneren Förderung der Schaffenden, zur seelischen Labfal der Genießenden, zur wirtschaftlichen Unterstützung jener Orte, die lange vor den Schwierigkeiten der jüngsten Zeit das schwere Schicksal getroffen hat, „Provinz“ zu werden!

Das ist der Standpunkt und das ist die Willensmeinung des Frankenbundes, und so begründet er sie. Diese seine Stellungnahme ist ein Ausfluß seines innersten Kerns und Wesens. Wären nicht Kunstraub in der Provinz und noch gar manche ähnliche oder damit verknüpfte Dinge und Entwicklungen möglich geworden — so bräuhete es gar keinen Frankenbund zu geben.

Wolfgang Groe

Eine Erzählung aus Marktbreits Vergangenheit
von G. Heywang

(Schluß.)

Wochen vergingen und der Herbst kam heran. Als der Monat Oktober mit seinen Regentagen anbrach, da glaubte der Wirt zur Krähe, sein Sohn Wolfgang käme wohl dieses Jahr nicht mehr, wiewohl er es dem Boten zugesagt hatte, allerdings mit dem Zusatz: „Wenn ich es erreichen kann.“

Auch die erste Oktoberwoche verging, ohne daß der Erwartete eintraf. Aber am 9. Oktober abends, als die Dämmerung schon auf dem Städtchen lag und die Wirtin bereits die Läden geschlossen hatte, da pochte ein Wanderer gar kräftig an den Laden und rief: „Mutter, mach auf. Ich bin da, der Wolfgang.“

Ein Freudenstrei antwortete drin; hatte doch die Mutter ihren lieben Sohn seit vollen zehn Jahren nicht mehr gesehen. —

Wie ein junges Mädchen eilte sie zum Tor. Und einen Augenblick später umarmte sich Mutter und Sohn aufs innigste.

Die gute Mutter wurde gar nicht gewahrt, welch schöne Gewandung ihr Sohn trug. Sie war ja auch nicht herausgekommen, um sein Kleid

zu begrüßen; ihr Herz drängte sie nur hin zu dem Sohn, dem lange entbehreten Kind.

Als die erste Hochwelle der Freude etwas verebb't war, zog die Mutter aber glückerfüllt ihren Sohn hinein ins Zimmer.

„Nun aber herein! Du wirst wohl tüchtig Hunger haben.“

Auch der Sohn war tief ergriffen, als er nach so langer Abwesenheit die heimelige, altvertraute Stube wieder betrat, die Zeuge und Stätte seiner Jugendfreuden und Jugendtränen gewesen.

Die anderen Familienglieder waren noch nicht da. Die beiden Schwestern Barbara und Anna hatten in den zehn Jahren bereits ihren Mann gefunden und walteten als tüchtige Hausfrauen in eigenem Heim, beide in Marktbreit. Der Bruder aber, der in Würzburg als Rechtsanwalt wirkte, wurde für die nächsten Tage erwartet. Der Vater schließlich war noch in Amtsgeschäften auf dem Rathhaus.

Sofort sandte die Mutter zwei Mägde aus, um den Vater und die Schwestern herbeizuholen.

Inzwischen hatte die Mutter Zeit, sich den Sohn genauer anzusehen; da konnte sie nicht genug staunen, wie breitschultrig, stark und männlich er geworden sei.

„Sonst aber bist du noch genau derselbe,“ sagte sie immer wieder glücklich hinzu.

Jetzt erst kommt die Kleidung an die Reihe. Und da ist wirklich etwas zu bestaunen. Aber wie die glückliche Mutter diese Musterung recht in Angriff nehmen will, da tritt mit schwerem Schritt der Vater ein.

Wir schenken uns die herzlichste Begrüßung, die nach Männerart wohl etwas kürzer und kräftiger ausfiel, darum aber nicht weniger Zeugnis wahrster Vater- und Sohnesliebe ablegte. Und nun kamen auch schon die Schwestern, die den Bruder ebenso hoch erfreut und glücklich begrüßten.

„Fast glaubte ich, du kämest nicht,“ meinte der Vater nun, „da es so lange dauerte.“

„Es fiel mir nicht leicht wegzukommen,“ entgegnete Wolfgang. „Am liebsten hätten sie mich ganz behalten.“

„Das höre ich eigentlich gerne. Jedenfalls ist es ehrenvoller für dich und mich, als wenn man dich gerne hätte ziehen lassen. Demnach war dein Obrist zufrieden mit dir.“

„Ich darf es wohl behaupten,“ sagte ruhig und bescheiden der Sohn, „ansonsten trüge ich nicht das Kleid, das ihr an mir sieht, und hätte ich nicht die Fahne, die dort auf dem Gakttische liegt.“

„Was ist das für ein Kleid? Laß dich doch genauer sehen!“ rief die stolze Mutter. Und der Sohn mußte sich vom Essen erheben — der erste Hunger war ja bereits gestillt — und im Scheine der Kerze bewundern lassen.

„Mein Gott, Wolfgang,“ rief der Vater, „du bist ja ein Offizier. Wie ist das möglich.“

„Du hast recht, Vater, ich bin ein Offizier. Seit der neue Kurfürst Johann Siegmund an der Regierung ist, bin ich Hauptmann.“

„Wie aber konntest du das so schnell werden?“

„Das kann ich eigentlich selbst nicht sagen. Ein richtiger Krieg, in dem ich mich besonders hervorthun konnte, hat auch seit meinem letzten Brief an euch nicht stattgefunden. Ich verjah meinen Dienst schlecht und

recht und gestehe, daß ich Freude daran hatte. Das Exerzieren wie das Manöverieren gefiel mir. Und wenn wir einmal eine Übung in der Form eines rechten Krieges hatten, so war ich mit ganzer Seele dabei und leistete wohl mehr als die meisten Kameraden. Das fiel den Herren auf, und sie beförderten mich bald zum Unteroffizier und dann auch zum Feldwebel. Der jetzige Kurfürst aber hat sein Regiment mit einem höchst unerquicklichen Auftakt beginnen müssen. Er, der Sohn gut protestantischer Eltern, trat zum reformierten Bekenntnis über. Das wurde in der streng lutherischen Stadt Berlin gar nicht gern gesehen. Die Berliner verlangten von ihm, daß er zu seinem angestammten Bekenntnis zurücklehre. Das tat er aber nicht, da er erklärte, aus Überzeugung reformiert worden zu sein.

Das befriedigte die Massen natürlich nicht, und es entstanden Unruhen und Aufstände.

Nochmals erklärte Johann Siegidmund, daß er nicht daran denke, von seinen Untertanen nun zu verlangen, daß auch sie reformiert werden müßten. In jener Zeit war es fast allgemein so, daß die Untertanen verpflichtet wurden, die Religion ihres Herrschers anzunehmen. Wechselte er das Bekenntnis, so mußten die Untertanen das gleiche tun. (Cuius regio, eius religio). Auch das beruhigte sie nicht. Da erhielt ich den Befehl, die Krawalle mit etlichen hundert Mann zu unterdrücken. In zwei kurzen Tagen war dies geschehen, ohne daß irgendwo Blut geflossen war. Der Kurfürst war von diesem schnellen Erfolg, den ich durch ruhiges und bestimmtes Auftreten erreichte, so überrascht, daß er mich sofort zum Hauptmann beförderte. Und wollt ihr nun meine Fahne sehen?"

Er entrollte sie. Jedoch sie sah nicht mehr sehr neu aus. Sie hatte doch scheinbar noch einen tüchtigen Sturm erlebt. Mitten drin aber im lebernen, langrunden Feld erblühten die Eltern voller Entzücken das Wappen der Familie Groe, die Krähle, die auch ihre Wirtschaft kennzeichnete, die Krähle, von der die Familie offenbar auch ihren Namen herleitete mußte.

„Daß die Fahne etwas schadhast ist, das allerdings rührt von einer zweiten Unruhe oder besser vielleicht der Fortsetzung der Unruhe her. Sie lebte noch einmal auf, und ich mußte sie erneut mit meinen Leuten und meinem Fähnlein dämpfen. Da bekam es leider einige Schüsse ab. Es ist in Ehren geschehen; denn meine Leute schossen wieder hoch, daß es ohne Tote abging.“

„Das hätte ich nicht geahnt, daß du Hauptmann geworden bist; sonst hätte ich wohl nicht den Plan gefaßt, dich hierher zurückzurufen und eine so glücklich und ruhmvoll begonnene Laufbahn abzubrechen.“

„Ruhmvoll? Wo ist da etwas Ruhmvolles, lieber Vater? Das ist ja gerade der Grund, weshalb ich so bereitwillig kam. In der Mark geschah nichts von Bedeutung und wird in absehbarer Zeit ebensowenig geschehen. Der äußere Titel allein kann mich nicht halten, der schöne Sold auch nicht. Das Leben muß einen Zweck haben; das hatte es drunten in Berlin nicht. Als da dein Brief kam, der meinem Leben eine Aufgabe zeigte, dazu eine Aufgabe in der lieben Heimat, da gab es für mich kein Bedenken, oder doch nur ein Bedenken und das durfte in einer so wichtigen Sache nicht sprechen.“

„Und dieses Bedenken heißt?“ fragte der Vater.

„Christine Lehlein!“

Die Eltern und Schwestern schauten sich betroffen an.

„Ja, weißt du denn nicht . . .?“ fragten sie geradezu gleichzeitig.

„Was soll ich wissen? Ihr habt in euren Briefen geflissentlich den Namen vermieden. Und ich hatte keinen Grund, etwas zu schreiben oder zu fragen. Jetzt aber muß ich wissen, wie es um sie und den Bruder steht, da ich gesonnen bin, mein Jelt erneut und endgültig bei euch aufzuschlagen.“

„Also weißt du nicht, daß sie seit über neun Jahren tot ist?“

„Tot? — — Tot? — —“ Den starken jungen Mann kam ein Zittern an. „Gestorben! — — Wie aber? Woran?“

„Nach allem, was ihr Vater mir sagte, an der seelischen Noth, an den Qualen stiller Selbstvorwürfe. — Sie war ein zartes Wesen, vor allem eine zarte Seele. Als sie sich durch dich zum Tange führen ließ, tat sie es gewiß, weil du der Bruder ihres Erwählten warst. Aber wer hat sein Herz ganz in seiner Gewalt? Wer kann ihm befehlen? Sie hat an jenem Tage auch Reigung zu dir gefaßt, vielleicht weil ihr beide euch so ähnlich saht. Wer kann es wissen. Sie war sich selbst nicht klar. Und du hast sie auf den Mund geküßt; das muß ihr den letzten Haß genommen haben. Dann kam euer Streit und schließlich dein Verschwinden. — Sie wurde sehr schwer krank. Im Fieber sprach sie einmal von dir, dann wieder von Klaus. Und als Klaus sie einmal besuchte, da fing sie ganz glücklich an zu lachen und rief: „Gott sei Dank, daß du da bist, mein lieber Klaus Wolfgang. Gelt, jetzt bleibst du bei mir. Gelt du bist nur einer.“

Ich habe so böse geträumt, ihr wär't zwei, ein Klaus und ein Wolfgang und ich hätte beide so lieb, o so lieb. Und dann habt ihr miteinander gestritten. Jetzt mußt du immer lieb mit mir und mit allen sein, du lieber, böser Wolfgang.“

Nach und nach erholte sie sich wieder, das Fieber nahm ab, aber sie wurde nicht mehr gesund. Sie lebte noch etwa ein halb Jahr, dann erlosch sie ganz still, wie eine Flamme erlischt, die kein Öl mehr hat. — —

„Und ich habe sie auf dem Gewissen, Vater, Mutter, ich, weil ich sie in meinem Ungeßüm hülte.“

„Die Schuld,“ sagte da voll Nachdruck der Vater, „wird Gott dir sicher verzeihen. Du bist unwissend hineingekommen, hineingekommen wie ich in die Verwickelung mit dem Hellsinn von Würzburg. O was ist doch das Menschenherz für ein geheimnißvoller See; wer kann den ergründen?“

„Mein Sohn,“ warf da die Mutter ein, „deine Trauer ist gewiß recht. Jedoch denke doch, daß es Gottes Wille gewesen sein muß, der alles so kommen ließ. So schwer der Tod Christinens für dich nun ist, so schwer er damals für ihre Eltern und auch für Klaus war, ein Gutes hat er doch gebracht: Sie steht nicht mehr trennend zwischen euch beiden. Ihr Bild, ihren Geist könnt ihr gemeinsam lieben und in Stille verehren; die Lebende hätte der Brudertliebe immer wieder zum Nachteil werden können. Du darfst also nicht mit Gott rechten, daß es so kam, sondern danke ihm mit deinem Bruder, der alles so gefügt hat.“

Noch lange sah die Familie in trautem Kreise beisammen. Auch die Gatten der beiden Schwestern kamen noch hinzu. Bis nach Mitternacht gab es zu erzählen, was in den zehn Jahren daheim, im Städtchen und in Berlin sich zugetragen hatte. Und es waren nicht nur trübe Tage, von

denen berichtet wurde. Insbesondere die Schwestern konnten nicht genug rühmen, wie glücklich sie seien.

Als aber endlich das Licht zu erlöschen drohte, da trennte man sich, glücklich, daß der Bruder und Sohn wieder daheim war und eine Kluft in der Familie, die immer noch etwas offen gewesen, sich nun endgültig geschlossen hatte.

Ausflug.

Am Mittwoch, den 9. Oktober 1610 war Wolfgang heimgekehrt. Bereits am folgenden Tag machte er sich ans Werk, die Verteidigung des Fiedens zu ordnen, ihr eine feste Gestalt zu geben.

Auf seiner Seele aber lastete ein Druck, den er auch bei Ausübung seiner Pflicht nicht los werden konnte. Täglich übte er die jungen Leute im Wasserdienst. Und er hatte die Genugthuung, daß seine Anordnungen und Vorschläge auf fruchtbaren Boden fielen. Die Bürgersöhne und Gesellen des Ortes leisteten ihm willigen Gehorsam, einerseits, weil sie sahen, daß der Hauptmann seine Aufgabe von Grund aus verstand, andererseits aber, weil sie die Notwendigkeit der Übungen wohl einsahen. Man brauchte nicht mit der Wabe des Blicks in die Zukunft ausgestattet zu sein, um zu sehen, daß ernste Zeiten mit schlimmen Entwicklungen drohten. Anordnungen, deren Sinn und Zweck man erkennt, werden immer besser befolgt als Befehle, deren Ziel man nicht begreift.

Indessen nicht allzulange durfte er das begonnene Werk betreuen und fortsetzen. Bereits nach fünf Wochen wurde er krank. Viele meinten, er sei auch in den Wochen der Arbeit schon krank gewesen. Am 15. November — es war ein Donnerstag — erschien er nicht zur angeordneten Übung.

Der herbeigerufene Arzt konnte das Wesen seiner Krankheit nicht feststellen. Er hatte Fieber, konnte sich nicht aufrecht halten, bekam Schwindel- und Ohnmachtanfälle und konnte nichts essen. Ratlos standen Vater und Mutter an seinem Lager. Auch der Bruder wurde benachrichtigt.

Er kam am 22. November — — ans Sterbelager des Bruders. Nur wenige Worte konnten sie noch wechseln. Es waren Worte brüderlicher Liebe und Zuneigung.

Und dann schlummerte er leise und kaum merklich hinüber in die ewige Ruhe.

An seiner Bahre trauerten nicht nur die Seinen. Die ganze Gemeinde nahm Anteil an dem harten Schlag, der den hochgeachteten Bürgermeister und seine Familie getroffen hatte. Was man schon früher gewußt, das hatte sich in der kurzen Zeit seines Hierseins bestätigt: Wolfgang war ein hochbegabter, junger Mann, der zu den höchsten Hoffnungen Anlaß und Berechtigung gab. Wie wäre er, der schlichte Bürgersohn sonst auch in solch jungen Jahren zum Range eines brandenburgischen Hauptmannes hinaufgestiegen? Darüber hinaus aber war Wolfgang ein ernsther Ehrenmann gewesen, der echte Erbe aller Tugenden seiner hervorragenden Eltern.

Da er zu alledem aus Liebe zu seiner Heimat seine glänzende Stellung in Berlin aufgegeben hatte, wurde dem Vater angeboten, ihn in der Kirche zu beerdigen. Vater und Sohn sollten hierdurch gleichermaßen geehrt werden. Tiefgerührt nahm die Familie diese hohe Würdigung

und Ehrung ihres Heimgegangenen an. Am Sonntag, den 25. November wurde Wolfgang mit großen Ehren in der Kirche beigesetzt.

Der Vater ließ ihm beim Kanzelaufstieg ein würdiges Denkmal anbringen.

Eine große Seele, ein großer Geist war frühe eingegangen zur ewigen Ruhe; so blieb ihm vieles Schwere erspart, was seine Zeit- und Altersgenossen noch mitmachen mußten. —

Der Vater führte das verantwortungsvolle Amt des 1. Bürgermeisters und Schultheißen noch 12 lange Jahre und erlebte in dieser Zeit noch schwere Stunden, so besonders die Acht, die 1611 wegen der Nichtbegleichung der Seinsheimischen Schulden wirklich über den Flecken verhängt wurde. In der Zeit der kaiserlich-gerichtlichen Anordnung, die bis 1614 in Kraft blieb, stand aller Handel und Verkehr mit der Außenwelt still, und es war dem Bürgermeister wohl die härteste Ruß, die er in seinem Leben zu knaden hatte, diese schwere Sache aus der Welt zu schaffen. Es gelang erst nach harten Kämpfen und schweren Proben der Treue zur angestammten Herrschaft. Mit Recht sagt der Geschichtschreiber über diesen Handel, daß „Marktbreit durch ihn um seiner Treue willen zu dem angestammten Lehens- und Schutzherrn sich einen schöneren Namen in Franken erwarb, als dieser selbst und sich rühmen durfte, daß im römischen Reich schwerlich ein Flecken so ebenmäßig gegen seine Herrschaft gehandelt wie Marktbreit.“ —

Die Fahne aber? Die hat noch einen schweren, schweren Streit mitmachen müssen.

Es war nach der Nördlinger Schlacht im Jahre 1634 (27. August). Die Stadt war von Wolfgang Groes Arbeit verhältnismäßig gut bewaffnet. 27 Kanonen standen bereit, den Feind abzuweisen. Und im Waffendienst waren alle gesunden Männer wohlgeübt.

Da kam die Nachricht, daß der siegreiche Feind dem Raine zu marschiere. Der Bürgermeister Georg Ludwig Gampert versammelte am 4. September alle wechhaften Männer und fragte sie, was man in dieser Not tun wolle. Es wurde einmütiglich beschlossen, man wolle alles zur Verteidigung der Stadt einsetzen, wenn die Feinde nicht mit mehr als etwa 100 Mann erschienen.

Bald kündeten Feuersäulen, daß die Orte südlich von Marktbreit vom Feinde gebrandschatzt wurden. Und am 9. September kam auch wirklich der Feind an Marktbreits Tore und begehrte Einlaß. Er wurde verweigert. Nun entspann sich ein Kampf, wie das Städtchen ihn noch nicht erlebt. Und hierbei trug ein Jüngling Groes Fahne den Kämpfenden voran. Am Abend wurde der Angriff auch siegreich abgeschlagen. Am anderen Tag aber wurden die Versuche, den Eingang zu erzwingen, weit heftiger. Nach anfänglich erfolgreichem Widerstand wurden die Tore erbrochen, denn die Feinde hatten Zugang erhalten. Es waren Reiter des Obersten Rehrans aus der Armee des Grafen Ottavio Piccolomini. Wie heiß es da beim Ansturm herging, davon kann auch die Fahne berichten. Wohl hatte sie bereits einige Schäden, als man sie hervorholte, um den Marktbreiter Bürgern voranzuwehen. Am 10. September aber wurden sie derart zerhossen und zerstückt, daß beinahe keine zwei Fäden mehr beieinander blieben.

Jedoch es war umsonst, den wackeren Verteidigern durch die Fahne ihres tapferen Vorbildes Mut einzuflößen; es waren der Feinde zuviele.

Von dem Blutbade, das nun in Marktbreit angerichtet wurde, der Plünderung und all den übrigen Schandtaten der Eroberer wollen wir hier schweigen. Nur das eine soll noch berichtet werden: Auch im Rathhause fand ein furchtbares Gemetzel statt. Unter den elf Leichen, die man hernach herausstrug, befand sich auch Niklas Groe, der wackere Bruder Wolfgangs.

Seit dieser Zeit befindet sich die „Schwedensfahne“ ununterbrochen an ihrem Plage unter der Orgel in der Kirche. Wir schließen unseren Bericht mit dem Wunsche, daß sie sich nie mehr bewegen, daß sie nie mehr flattern möge zu einem Dienst wie der war, den wir schildern mußten.

Weinfrohe Hochzeiten im alten Würzburg

Von Richard Rebelberger

„Zu Würzburg am Stein,

Da wachsen die besten Wein.“

Seit vielen Jahrhunderten hat er eine hehre Pflanz- und Pflegestätte zu Würzburg gefunden, der edle Wein. Nicht weniger als seiner Residenz und seiner Feste Marienberg, seinem Juliuspital und seiner Universität dankt Würzburg die Berühmtheit seines Namens in aller Welt dem Wein und nichts Besseres hatte Würzburg von jeher seinen hohen und höchsten Gästen im alten Grafenedard zum Willkomm und zum Ehrengeschenk zu bieten als goldenes Nebenblut von den sonnigen Hängen des Steines und der Leiste. Was Wunder, wenn in einer alten (noch ungedruckten) Chronik des Stadtarchives mehr von guten oder schlechten Weinjahren die Rede ist als von anderen Ereignissen der Zeit? So eng war der Weinbau mit dem Leben der Würzburger verbunden, daß man Geschehnisse von diesem und jenem guten oder schlechten Weinjahr aus datierte. Und der ehrbare Rat der Stadt wußte seine bewährten Diener und Beamten mit Weinen wohlgeratener Jahrgänge besser belohnt als mit Gold.

Besonders häufig ließ der Rat solche Weinpräsente bei Hochzeiten verabreichen. Die Durchsicht der Ratsprotokolle einer nur kurzen Zeitspanne (zu familiengeschichtlichen Zwecken) brachte eine Fülle von Beispielen davon.

Bezüglich des Aufwandes, den die Bürger bei ihrer Hochzeit machen durften, bestanden zu Würzburg im Mittelalter genaue Vorschriften, deren Übertretung geahndet wurde. Das Protokoll vom 19. Juni 1626 meldet z. B.: „Eiliche Bürger sind wegen ihrer Hochzeit vnd Kleidung examinirt vnd besunden worden, daß nachfolgende Personen das fürstliche mandat ubertretten, derentwegen in straff erkannt: Hans Sticher, Fuderkremmer hatt sich selbstn vnd seine hochzeiterin zu statlich gellaidt, auch eine Rahlzeit zu viel gespeißt, soll 10 Thaler erlegen. Georg Holzmann, Schneider, ist am 3. Tag mit seinen hochzeithleuthen spazieren gangen, soll 2 Thaler geben oder in der Kohlenlammer büßen. (Nachtrag: „Ist in

die Kohlenkammer und daselbst verbüßt.“) Hans Schwein, Metzger, welcher seine Tochter (bei der Hochzeit) über den Metzgerischen standt gekleidet und (die) einen Rock mit fünfz Bortten belegt, getragen, soll 5 Thaler erlegen und 3 Bortten herab trennen.“ 1636 verbot der Rat (9. Juni), „den stattlichen und sehr kostbaren Kleiderzierrath, geschmud und großen Effzug bei den Hochzeiten, item das Spaziergehen der Jungen Leuthe mit Spielleuthe durch die Stadt,“ weil dadurch den fremden Truppen Gelegenheit gegeben würde, „nach hiesiger Statteinquartierung zu trachten.“ Im Ubrigen hatten „alle allhie ansehenden Bürger und Inwohner, sie werden gleich eingelaidet (= getraut), wo sie wollen“, dem Türmer auf dem Grafenedard für jede Hochzeit, „die er anblasen und des Feuers halber wohl bewachen muß, 2 Maß Wein, 2 Hochzeitsbrot, eine Suppen mit einem Stück Fleisch oder in Verbleibung dessen vß wenigst 15 Kreuzer dafür zu bezahlen.“

So bestanden zwar für damalige Hochzeiter der Gebote und Verbote mancherlei, aber was sie an freiem Spielraum dem Hochzeitsvölkchen auch nahmen, für eine rechte Feststimmung war trotz Allem immer Sorge getragen durch den freudespender Wein, ja der hohe Rat selbst suchte gar oft durch großzügige Weinreichnisse an die Brautleute (meist zwischen 12 bis 32 Kannen, je nach Stand und Verdienst) die Fröhlichkeit und den Glanz des Festes zu fördern. Einige wenige Beispiele, die beliebig vermehrt werden könnten: Protokoll vom 13. November 1626: „Herr Doctor Johann Friedrich Burthardt, fürstlich wirzburgischer Rath, welcher sich mit Herrn Hoffschultheißen Johann Reders Tochter Maria verheürath und den 23. dieses seine Hochzeit beim grünen Baum halten würdt, bitt einen Erbaren Rath, Jemandt abzuordnen, dem Ehrentag beizuwohnen.“ Der Bürgermeister wird die Wahl der teilnehmenden Ratspersonen selbst treffen. Zur Hochzeitsmahlzeit sollen von Rath wegen 24 Kannen guten Weines praesentiert werden und dem jungen Paare ein Becherlein, ungefähr 15 Lot schwer, welches der Bürgermeister aufertigen lassen wird, verehrt werden.

Bürger, die darum nachsuchten und ihren Pflichten gegenüber der Stadt bisher gut nachgekommen waren, durften ihre Hochzeit im Grünen Baum abhalten. Erst 1626 beschloß der Rat, künfftig von jeder Hochzeit, welche im Grünen Baum abgehalten werde, 10 Reichstaler zu verlangen. Heiratete jedoch ein Ratsverwandter oder dessen Kinder, so hatten sie nichts für die Abhaltung der Hochzeit im Grünen Baum zu zahlen.

Als Zeit Hans Tutz, Gastgeber zum Klingenberg, sich am 27. April 1627 mit Kunigunde Sticher von Bollach verheiratet und den Rat zur Hochzeit einlädt, wurden ihm durch denselben 12 Kannen Wein verehrt, weil sein Vater 38 Jahre lang Ratsangehöriger war.

Protokoll vom 9. Juni 1628: Der Spitalschreiber Joh. Friedr. Biegler heiratet und erhält von Spitalswegen 16 Kannen Wein und 6 Reichstaler und vom Rat 32 Kannen Wein verehrt.

9. Februar 1629: Apotheker Nikolaus Müller nimmt Barbara Dumer zum Weib und lädt den Rat zur Hochzeit. Dieser erfreut ihn mit 32 Kannen Wein.

21. Juli 1629: Der Medicus Johann Nikolaus Wassermann, des Medicus Georg Wassermann Sohn, hält am 3. August 1629 im Grünen

Baum Hochzeit. Er lädt den Rat ein und erhält 32 Kannen Wein zum Geschenk.

3. August 1629: Andreas Ganghorn bittet den Rat, ihm zur Hochzeit seiner Tochter etliche Silberschmiedezier und 1 Tafelbede aus dem Grünen Baum zu leihen. Es werden für die Hochzeit seiner Tochter 16 Kannen Wein zum Geschenk gemacht, das Zinntwerk und das Tafeltuch ausgeliehen, dagegen das Silberzeug nicht, „weil es vom Grünen Baum ist niemals ausgeliehen worden.“

Am 1. Oktober 1629 fährt Georg Kaspar Woltz, Sohn des verstorbenen Rats Herrn Gg. Woltz, die Tochter Apollonia des älteren Bürgermeisters Gg. Hartmann zum Altar. Die Hochzeit findet im Grünen Baum in Anwesenheit einer Ratsherrenabordnung statt, die 32 Kannen Wein und 1 Becher schenkt.

Zu der Hochzeit des fürstl. Rates und Candidatus iuris Johann Michel mit Dorothea, des jüngeren Bürgermeisters Hieronymus Rinroth Tochter am 26. November 1629 im Grünen Baum stiftete der Rat 1 Eimer Wein in 2 „Fäßlein, welche gemalt sind.“

Als am 15. April 1630 Rosina, die Tochter des Kochs Hans Eberlein den Wilhelm Weigandt, Instrumentenmacher, ehelicht, spendet der eingeladene Rat 10 Kannen Wein und 4 Taler.

Dem fürstlichen Baumeister Hans Glowatt (auch Globath geschrieben!), der am 19. August 1630 einen Hausstand mit der Witwe Katharina des verstorbenen Apothekers Joh. Gg. Seyder gründet, läßt der geladene Rat „wegen gehabter Nähe (des Baumeisters) an den Stadthoren“ 16 Kannen und 1 Eimer Wein in einem Fäßlein sowie 12 Reichstaler überreichen. Bei seiner neuerlichen Berehelichung am 18. August 1631 mit einer Apothekerswitwe aus Mergentheim werden ihm abermals 12 Kannen Wein und 12 Reichstaler zuteil.

Des Baumeisters Michael Raut Hochzeit am 26. Oktober 1634 mit der Tochter Elisabeth des verstorbenen Goldschmiedes Johann Wegger bedenkt der Rat mit 20 Kannen Wein. Raut wurde am 5. Oktober 1634 beim Ehehaltenhaus von den vor dem Sandertore stehenden Kroaten als Gefangener nach dem kaiserlichen Hauptquartier in Eibelsstadt weggeführt, und zwar auf Anstiften des Bürgermeisters in Eibelsstadt. Raut hatte mit den Schweden zusammen das Fortifikationswesen der Stadt und der Festung geleitet und konnte den Kaiserlichen am besten Auskunft geben, wie sich diese in den Besitz von Stadt und Festung setzen könnten.

Zu dem Hochzeitstag des Juliusspitalverwalters Joh. Martin Kirfinger, der am 18. Juni 1635 die Witwe Sabina des Kammermeisters Georg Friedrich Sidmann ehelichte, spendete man von Rats wegen 32 Kannen Wein. Der Protokollschreiber bemerkte: „Ist grosser Apparat bey dieser Hochzeit gewesen.“

Noch besser fiel das Geschenk des Rates aus zu der Hochzeit der ältesten Tochter des Ratsmitgliedes Octavian Ratternstein im August 1636: 1 Polak, „2 Mark, 7 Loth haltend,“ die Mark zu 9 Reichstalern gerechnet. Und weil Ratternstein auch Bürgerspitalspfleger war, wurde dem jungen Paar in einem gemalten Fäßlein noch ein guter Eimer Wein geschenkt.

Bei der Berehelichung der Schwester des Domscholasters Voit von Rieneck mit dem Oberschultheißen am 14. Februar 1638 ließ der Rat

aufser dem Wein gar einen silbernen Pokal von drei Mark oder 30 fl Wert in der Form eines Herzens überreichen!

Durch eine hochherzige Stiftung des 1724 verstorbenen Ratsmitgliedes Nikolaus Ferdinand Schmitt wurde die bisher üblich gewesene freiwillige Weinspende des Rates bei Hochzeiten zu einem verbrieften Recht für die jeweiligen glücklichen Brautleute, sofern eines von ihnen das Kind eines der 12 älteren Ratsherren war. Es sollte ihnen zur Hochzeit ein silberner Becher im Werte von 20—24 fl gereicht werden, wozu noch 1 Eimer Steinwein und 6 Speziedalcr kamen. Später wurde diese Wohlthat auf die sich jeweils verheiratenden Kinder sämtlicher Ratsherren ausgedehnt. Das Weinrecht wurde 1818 eingestellt. Ganz ohne Wein werden aber trotz alledem auch die danach stattgefundenen Hochzeiten nicht gewesen sein.

Berichte und Mitteilungen

Der Frankenbund und die Schulen

Im „Schulanzeiger für Unterfranken und Pfalzgraben“ 58. Jahrgang Nr. 19 (20. 11. 29) lesen wir:

Entschließung der Regierung von Unterfranken und Pfalzgraben, R. d. L., vom 20. 10. 29 Nr. 3000 s 4 an die Bezirksschulbehörden, die Schulleitungen und die Lehrerschaft über die Zeitschrift „Verchblatt des Frankenbundes“.

Die gut geleitete Monatschrift „Verchblatt des Frankenbundes“, Selbstverlag, Würzburg, Rennwegerring 3, Jahrespreis 3.— RM., wird zur Anschaffung für die örtlichen Lehrerbüchereien empfohlen. Der Frankenbund steht nunmehr halb zehn Jahre ununterbrochen im Dienste der Volksbildung. Das Verchblatt bringt wertvollen Stoff für den heimatkundlichen Unterricht. Der Frankenbund darf sich heute als das Rückgrat der Heimathunde und -pflege in Franken und besonders in Unterfranken betrachten. Die Begleiter der Schrift werden durch den Jahresbeitrag Mitglieder des Frankenbundes und haben Anspruch auf Benutzung seiner Bibliothek, auf Versorgung mit Vorträgen sowie auf den Rat und die Unterstützung in allen heimatlichen Belangen durch die Bundesleitung, Prof. Dr. Peter Schneider, Würzburg, Rennwegerring 3.

Bis zum 1. Januar wolle über den Stand der Angelegenheit an den Bezirksbehörden und von diesem bis 15. Januar anber berichtet werden. gez. Günber.

(Die Frauen uns aufrichtig und dankbar über diese Anerkennung der bisherigen Leistungen des Bundes im Dienste des Volkes und geben der Hoffnung Ausdruck, daß recht viele Lehrerbüchereien dieser Empfehlung durch die Kreisregierung von Unterfranken gemäß handeln möchten.) Die Schriftleitung wird sich bestreben,

möglichst vieles zu bringen, was unmittelbar im Unterricht der Schulen verwendet werden kann.)

Sagung und Mitgliedsarten des Frankenbundes

Die neue Sagung des Bundes ist unterdessen erschienen und wird mit Beginn des neuen Jahres allen Mitgliedern zugestellt. Auch wird von jetzt an jährlich allen Bundesfreunden eine Mitgliedskarte ausgeteilt, die jedoch, weil sie zugleich Quittung für den Jahresbeitrag ist, erst nach dessen Eintreffen zugestellt werden kann. Schon aus diesem Grunde ist die Bezahlung des Jahresbeitrags am Anfang des Jahres notwendig.

Unterstützende Mitglieder

Die neue Sagung sieht in § 8 als eine neue Gruppe der Mitglieder die unterstützenden Mitglieder vor. Diese verpflichten sich freiwillig zu einem höheren als dem allgemeinen Jahresbeitrag. Ihre Namen werden jeweils hier bekanntgegeben. Unterstützende Mitglieder sind bis jetzt: Kommerzienrat Leonhard Scheuerrußl in Ritzingen und Kommerzienrat Dr. h. c. Rudolf Weyermann, Ehrensenator der Universität Erlangen, in Bamberg.

Neue Ortsgruppe

Den Bemühungen der Ortsgruppe Bamberg (Obmann Hans Keller) ist es gelungen, eine neue Ortsgruppe **Ebern-Eyrichshof** zu gründen, die sich aus einigen bisher zu Bamberg gemeldeten und aus neu zugewanderten Mitgliedern in Ebern und Umgebung zusammensetzt. Die Bundesleitung wird nun von Bamberg aus gebeten, diese wie die künftigen Gruppen